

18.

163

eyer

ne

duche

hler

Antiquariat J. Kitzinger  
München 13  
Schellingstraße 25  
Lager-Nr.

28.2163(1)

Erzähler

4. 20  
9.80  
5

Antiqua  
M  
Sche  
Lager-N



Antiqua  
M  
Schel  
Lager-N

---

<sup>c</sup>  
Neue  
Deutsche Erzähler

---

Herausgegeben vom  
Dürerbund

Erster Band

(1928)

---

Verlagsanstalt  
Schlüter & Co., G. m. b. H.  
Leipzig

---

28. 2163

Antiqua  
M  
Sche  
Lager-N



Copyright 1928 by Schlüter & Co., Ges. m. b. H., Leipzig  
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

OSKAR BAUM

Der Weg des  
blinden Bruno

OLIVER HARRIS

1870

1870



I.

Morgengrauen linierte durch Rollvorhänge das langgestreckte schmale Schlafzimmer.

Frau Görniß glitt vom Bett und zog sich geräuschlos an. Ihr Mann schlief so ruhig! Spät abends war er abgespannt und zerärgert aus einer Sitzung gekommen; da hatte sie ihm die Nachtruhe nicht nehmen wollen. Und so hatte sie einsam gewacht und geweint die langen Stunden der Dunkelheit.

Erschrocken riß er jetzt die Decke weg und sprang auf den Bettvorleger: „Wie spät ist es schon?“ Er wußte, daß seine Frau ihn eher die Schule versäumen ließe, als ihn zu wecken.

„Noch Zeit, Paul!“ Sie atmete tief. Jetzt mußte sie es ihm sagen. Mechanisch strich sie mit der Hand über eine Ecke des Toilettentischchens vor sich. Die runde, glatte Fläche tat ihren Fingern wohl: „Du, Dr. Glaser war noch gestern abend hier.“

„Na, warum?“

„Ohne, daß ich ihn hätte rufen lassen!“

„Was wollte er denn?“

Mit schwerem Herzen sah sie seine unachtsamen, eiligen Bewegungen, in denen er sich beim Sprechen nicht unterbrach. Die Wichtigkeit, die das Anziehen, die Schule, die Uhr hatte, war heute so schrecklich! War sie nicht im Begriffe, einen ahnungslosen Menschen hinterrücks mit einer Mordwaffe zu überfallen, die ihm alle Freude seines weiteren Lebens abschneiden mußte? Es würgte sie, die Wangen zuckten, aber sie konnte sich noch beherrschen: „Es betrifft den Kleinen!“

„Bruno?“ Professor Edrnitz ließ den Schuh fallen, den er eben anziehen wollte. Er wandte sein erschrecktes Gesicht nach ihr.

Sie konnte es nicht ansehen. Krampfhaftes Schluchzen schüttelte sie, und einiges, das sie sagen wollte, wurde von ihren unregelmäßigen Atemstößen zerrissen; es klang erbarmungswürdiger in seiner Unverständlichkeit.

Er stand auf und ging um die Betten, den Tisch und die Stühle, aber als er bei ihr war, nahm er sie nicht in die Arme, sie zu streicheln. „So rede doch! Du folterst mich!“ Es klang fast roh in seiner dringenden nervösen Unruhe. Und er wußte doch, was sie ihm sagen würde; er mußte es doch wissen.

Ihr jüngstes Kind, das dritte, der Knabe Bruno, erst wenige Monate alt, war blind geboren.

Der Arzt hatte anfangs nur den Vater vom vollen Umfang der Wahrheit unterrichtet. Lorenz und Melli, die schon halb erwachsenen Geschwister, und die Mutter ahnten es nur. Das Unglück, das so ganz unerwartet, ganz unmöglich schien, drängte sich zwischen die Glieder der kleinen Familie, rückte sie voneinander. Keines getraute sich, mit dem anderen mehr als nötig zu reden. Jeder beobachtete sich genau und fürchtete, den anderen jetzt zu lustig, dann wieder zu traurig zu scheinen. In jedem harmlosen Satz fühlte man eine Andeutung. Es hing so schwer und dicht über ihnen! Wußten sie ja, morgen, nächste Woche oder in einem Monat wurde es von allen beim Namen genannt, besprochen und die lastende Beklemmung würde sich von ihnen nicht mehr rühren.

Brunos Augen waren klar, und wenn auch ohne viel Bewegung, nicht ganz ohne Ausdruck. Wenn ein Geräusch an sein Ohr drang oder wenn er beim Erwachen die Lider hob, hätte man schwören können, daß er einen ansah.

Jeder Schrei des Säuglings, jedes Wimmern erfüllte die kleine Wohnung hoch oben in der vierten Etage mit Angst und Aufregung. Als er an einem Darmkatarrh erkrankte, zitterten alle, waren übermäßig besorgt, und jeder hielt gequält die Möglichkeit

von sich fern, er könnte es ganz tief im Herzen irgendwo vielleicht für besser ansehen, wenn er stürbe.

Er wurde aber ein kräftiger Knabe voll Leben und Gesundheit. Fühlte er sich wohl — und das war sehr oft —, schlug er Hände und Beine ohne Rhythmus wild in den Raum und gurgelte dazu feine, weiche, rollende Laute, schon ganz menschliche, keinem mechanischen Geräusch oder Tierlaut auch nur im Entferntesten mehr zu vergleichen. Größtes Glück, wenn hierbei die Silberrassel an ihrem langen Faden über dem Bett ins Baumeln kam. Augenblicklich hielt er still, in welcher Lage die Glieder auch gerade waren, und lachte mit verzücktem stummen Lachen dem laut aufklirrenden und immer leiser verschwindenden Klingeln. Und nicht, nein, gar nicht lange dauerte es und er hatte den Zusammenhang zwischen seinem Strampeln und dem Klingeln heraus.

Frau Gdrniz behauptete überhaupt und belegte es mit Beweisen genauester Daten, daß keines ihrer älteren Kinder so rasch sich entwickelt habe.

Wurde er zu Ende der grausamen vier Stunden zwischen den Mahlzeiten ungeduldig, und die Mutter betrat nur sein Zimmer — der Hunger dauerte ja noch immer fort — verwandelte sich schon sein Weinen in übermütige Schreie und Lachen, und er zappelte so glücklich mit allen viere, daß sie ihm die Flasche kaum zum Munde brachte, ohne zu verschütten.

Die Menschen, wie sehr auch Staunen und scheue Erregung sie bewegte, sprachen nie miteinander über das Wunder, das da zwischen ihnen geschah: daß es Mutters Schritt war, den er erkannte, daß ihn ihre Stimme beruhigte, wenn er sie im Nebenzimmer hörte.

Jede Berührung bedeutete für Bruno eine Überraschung, Schrecken. Oft bei einem Kuß fuhr er zusammen und begann zu weinen. Die plötzliche Begegnung seiner Wange oder Stirn mit einem feuchtwarmen Druck, wenn er ahnungslos dalag! Zuweilen war er so reizbar, daß er schon in Erregung geriet, wenn man sich zu ihm niederbeugte. Es war wie ein Schatten, der sich

über ihn legte, noch ehe er den fremden Atem an sich vorbeistreichen fühlte. Und derlei mußte sich nur immer mehren. Die Mutter gewöhnte sich wohl, ihn anzureden, ehe sie ihn auf- oder zudeckte, ihn trockenlegte. Aber er verstand ja die Worte nicht.

Hierin besserte sich vieles, als er an Stuhlbeinen, Sofaecken und Bettkanten sich aufzustellen und zu kriechen versuchte, selbst schon zur Berührung mit den Dingen der Welt beitrug. Vater ordnete an, seinen immer begierigen hurtigen Reisen auf allen vieren in Zimmer und Küche (unter Beobachtung) uneingeschränkte Freiheit zu lassen. „Er soll selbständig werden“, sagte er, und seine Frau hat ihn nicht, näher zu erklären, wie er das meinte, obgleich sie durchaus nicht verstand, was für eine Entwicklung der Selbständigkeit das einleiten sollte.

Gerade aufgerichtet, ganz den Beinen vertrauen, und mit leeren Händen frei dahenzulaufen, darauf wäre Bruno selbst vielleicht nie gekommen, obgleich er kräftiger war als Kinder seines Alters sonst. Er begriff nicht, was man von ihm wollte. Man mußte ihn mit List und Strenge geradezu dazu zwingen. Vielleicht eben, weil solches Drängen nach Betätigung und so viel Neugier in ihm war und er auf vieren viel schneller und sicherer vorwärtstam. Das Vorbild der Erwachsenen beirrte ihn nicht.

Wenn Bruno sich an einer scharfen Ecke das Köpfchen stieß, die Hand in eine Fuge klemmte oder mit dem Fuß unter einen schweren Gegenstand geriet, ließ ihn Frau Görnitz lange nicht von der Hand und machte dem Vater Vorwürfe.

„Meinst du es gut mit ihm, darf dir das nichts machen! Auf welche andere Weise könnte er Vorsicht lernen? Und die ist ihm nötiger als allen!“

Die harte Methode war nicht von ihm erfunden. Fedor Kapetan, Oberlehrer der Landesblindenanstalt draußen hinter dem Billensviertel, der viel über Verbesserung der bestehenden Schulgrundsätze nachdachte, hatte mit Prof. ssor Görnitz lange Gespräche über Erziehung der ersten Lebensjahre.

Bruno hatte eine besondere Vorliebe für den Schaukelstuhl. Erst gab er ihm immer einen Stoß, so daß er schon bei höchstem Wogengang nicht ohne Beschwerden hinaufkletterte, legte sich dann tief hinein und jauchzte immer glücklicher, je schneller und höher er flog. Aber beim Hinunterklettern — er hatte selbst zum Schaukeln nicht lange Geduld — konnte so leicht die Kante der Sitzfläche mit voller Wucht gegen seinen Kopf schnellen, im verschörnkelteten Holzgewinde an der Seite sein Fuß hängen bleiben! Die Mutter litt Todesangst, wenn er in die Ecke lief, wo er den Stuhl wußte, die Mauer entlang tastete, bis er mit einem Freuden- geschrei das Ende der vorgebogenen Lehne in der Hand hielt und nach seiner Gewohnheit zärtlich ein kleines Wiedersehen feierte, schmeichelnd seine Wange an das Holz schmiegte, ehe er den Stoß gab und hinauftroch.

Dem Vater bereitete diese Wildheit helle Freude; nur wenn er abwesend war, durfte die Mutter, wußte sie sich nicht anders zu helfen, das gefährliche Spielzeug verstecken. Es war ja das einfach: Man stellte den Stuhl an einen anderen Ort.

Aber einmal sah die Mutter, wie Bruno mit sicherer Erwartung in seine Ecke zwischen Fenster und Sofa stapfte, vergeblich mit seinen Händen hin und her suchte, langsam die Wand hinstrich, wieder zum Sofa zurück und bis zum Fenster. Das Gesichtchen verzog sich in gespannter Verwunderung. Er hielt inne im Suchen, und es war, als denke er mit verzweifelter Anstrengung nach — da stürzte die Mutter hin, küßte ihn stürmisch, führte ihn zum Stuhl, half ihm hinauf und hielt ihn dort so lange er wollte. Sie ließ die Milch in der Küche überlaufen, der üble Geruch drang bis ins Zimmer, ließ das Mädchen, das vom Einkauf kam, läuten und ging ihr nicht öffnen, bis er freiwillig hinunter wollte. Und niemals wieder hinterging sie ihn. Oft noch nachher weinte sie, wenn sie sich daran erinnerte, wie sie, seine eigene Mutter, fast nur aus Bequemlichkeit, sein Gebrechen gegen ihn ausgenützt hatte! Welche schlimmen Befürchtungen stiegen ihr da für seine

Zukunft auf! Mein Gott, unter fremden Menschen, wo jeder nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist!

Übliches Spielzeug: Soldaten, Puppen, Behikel, Nachahmungen einer Wirklichkeit, des Straßenbildes, das er nicht kannte, verstand er nicht. Langeweile, unerträglichste Qual aller Kinder, war bei ihm noch schwerer abzuweisen. Er konnte niemandes Beschäftigung absehen, konnte nicht Dienstmann, Kohlenmann, Kutscher spielen; nicht mit einem Scheitchen Holz den Fußboden scheuern wie andere Kinder. Aber sein Geist und sein Temperament waren zu rege, um in Stumpfheit hinzudämmern und zu verstocken. Er begann oft verzweifelt zu weinen und zu klagen, und fragte man ihn besorgt, warum, wurde er nur noch wilder, weil er ja selbst nicht wußte, was ihn quälte. Er warf sich tob süchtig zu Boden, schlug sich und zerkrachte auch wohl seine Nase und Wangen.

Vater hatte festgestellt, daß er strenger als ein vollsinniges Kind zu behandeln sei, da man sonst seinen Launen und unerfüllbaren Wünschen bald ohnmächtig gegenüberstünde; aber anderseits betonte man, er werde in seinem späteren Leben eines besonderen Maßes von Energie bedürfen, und irgendein berühmter Pädagoge, den Kapetan oft zitierte, warnte vor Verkrüppelung der Kinderenergie durch allzu starre Autorität. Schwankend zwischen diesen beiden Erwägungen, wurde es dem Vater leicht, auch bei schlimmsten Ausschreitungen keinen günstigen Augenblick zur Züchtigung zu sehen. So lernte Bruno von dieser Seite her die Furcht nicht kennen.

Von fern erkennen, beobachten und messen können, war für Bruno das größte Rätsel und blieb auch später noch von allem, was er unbegriffen hinnehmen mußte, etwas, das ihn am meisten beschäftigte. Seine Welt war die der Nahwirkung. Mit seinen Händen umspannte er den winzigen Tatsachenkreis, das Stückchen Wirklichkeit, das er vollkommen als sein Reich beherrschte, als den sicheren Schauplatz seiner Sinnesstätigkeit. Wie konnte es eine Verbindung von fern geben? Der Schall war keine plastische,

keine gleichsam gestaltende Wahrnehmung. Er konnte sich nur eine materielle Verbindung vorstellen, einen Bindfaden sozusagen, der von dem erblickten Gegenstand zum Auge leitet, ein übertragenes Berührungsgefühl etwa, eine Tastempfindung des Auges, das die Luft überträgt wie die Wellen des Schalls, wie einen fernen Duft.

Aber Neid gab es bei Bruno nicht oder vielmehr: es kam dem Kinde von selbst nie ein derartiger Gedanke, der auch im Grunde sehr fernliegend, fast unnatürlich ist, denn die vorhandene, auch ungleiche Stellung und Möglichkeit aller Menschen des Umkreises, in den wir hineingeboren sind, muß uns billig und gerecht erscheinen.

Er regte sich nur auf, wenn man jede seiner ganz unbekümmerten Fragen (über Verschiedenheit derselben Farben, z. B. bei Milch und Silber, Himmel und Pflaumen, die Farbe des Wassers, der Luft) aus Mitleid oder Ratlosigkeit umging oder überplauderte. Alles mußte man ihm beantworten, und jeder Sache ging er so weit wie möglich auf den Grund.

Das beste Beruhigungsmittel, wenn er kein Obst mehr essen durfte oder sonst ein Unglück über ihn hereinbrach, war, ihn auf das Fensterbrett hinter das Gitter zu setzen, daß er die Geräusche des Hofes und der Hinterhäuser höre. Er ahmte das Sägekreiseln, Ristenvernageln, das Rollen eines Handwagens, das Pfeifen und Singen der Arbeiter nach. Da kam einmal ein Geräusch darunter, das in ungleichmäßigen Abständen immer wiederkehrte, ein Ruf „Wawa!“ Das Kind wurde darauf aufmerksam, lachte zuerst, aber die Eintönigkeit und unaufhörliche Wiederkehr des neuen Lautes machte ihn unruhig. „Was ist das?“ fragte er ängstlich, und da die Mutter und auch sonst niemand von der Familie gleich wußte, daß es ein Papagei war, gab man ihm ausweichende Antworten. Und als es nicht aufhören wollte, begann Bruno zu weinen, flüchtete zur Mutter, versteckte sich angstvoll bei ihr, verstopfte, umhüllte sich die Ohren mit ihrer Schürze und drückte sich ganz klein zusammen. Es war schwer, ihn zu beruhigen.

Manchmal, mitten im Spiel, fiel es ihm plötzlich ein: „Mutti, Wawa!“ Wenn er vom Schlafen aufkam, wenn er etwas Neues, Gutes aß; es war wie ein Einwand gegen die abgerundete, zufriedene Daseinsmöglichkeit. Die Verkörperung des bösen Elements, Gottheit des Bösen! Den ganzen Tag mußte man die doppelten Fenster geschlossen halten, und wenn er es trotzdem hörte, lief er wie aufgeschreckt hin und her, versteckte sich in einem Winkel und war ganz mäusestill. Nie war er so brav und folgsam gewesen wie in diesen Tagen; doch die Eltern beunruhigte das sehr. Sie machten den Eigentümer des Papageis ausfindig, was bei den vielen Parteien der umliegenden Häuser nicht leicht war, und erlangten mit Geld und vielen Bitten die Entfernung des Vogels.

Aber lange noch wirkte das Erlebnis nach. Das Dienstmädchen machte es sich zunutze, wenn die Herrschaft ausgegangen war, und der Kleine ihr Schwierigkeiten bereitete. Mit „Wawa“ würde kommen, brachte sie ihn leicht zu allem, was sie nur wollte.

Langsam nur, nach Monaten, geriet das Gespenst in Vergessenheit. Und wieder tauchte es auf, als einmal ein neues Mädchen, das nichts von „Wawa“ wußte, sich mit dem wilden Jungen nicht zu helfen vermochte — er warf vielleicht Brocken einer fetten Speise auf dem neugebohnerten Fußboden umher oder wollte auch zu vorgerückter Stunde nicht schlafen gehen —, da erzählte sie ihm von einem großen, schlimmen Mann, der ihn in seinen Sack nehmen und fortwerfen würde, und sie klopfte dabei mit dem Schuhabsatz stark gegen die Tür. Als die Mutter heimkam, erzählte er ihr, „Wawa“ sei dagewesen, und die ganze Nacht war er unruhig, wachte immer wieder auf und schrie.

Und von diesem Tage an fürchtete er sich, wenn er allein war, natürlich auch bei Tage, wenn es sehr still wurde.

Einmal kroch er lustig und munter auf den Möbeln im Kinderzimmer umher, allerhand unerkennbare Melodien begeistert vor sich hinsingend, da schrie er plötzlich wie gestochen: „Mutter!“ Und als Frau Görniz hereinstürzte, kauerte er angstvoll zusammen:

gedrückt in der Sofaecke, die Knie an den Leib gezogen, das Gesichtchen geduckt. Es war ein nasser Schwamm auf dem Sofa vergessen worden, und er war zufällig darangekommen; die weiche, feuchtkalte Berührung hatte ihn erschreckt, vielleicht gekelt. Er kannte die Existenz eines solchen Dinges nicht; es war eine ganz andere Berührung, wenn man ihn damit wusch. Doch woher kam ihm diese Furcht vor Gegenständen, die ihm ja nie etwas angetan hatten und wohl in keiner Weise mit „Bawa“ oder dem „Großen Mann“ zusammenhängen?

Viel Kopfzerbrechen bereitete Bruno seinen Erziehern, als er so weit war, durch Fragen alle Verlegenheiten seiner Unkenntnis auf die Erwachsenen zu überwälzen: „Warum nennt man eine bestimmte Zeit „Tag“ und eine andere „Nacht“, Vater? Wie erkennt man, wann das eine anfängt und das andere nicht mehr ist?“

„Wenn man schläfrig wird, da ist es Abend, Kind.“

„Aber Lorenz ist doch dann sehr dumm! Immer, wenn er morgens aufsteht, ist er schläfrig...“

„Mutter, Mutter, komm her! Jemand hat das Fenster geheizt. Jag' ihn fort; er hat mir die Hand verbrannt!“ Frau Görniß ließ die Rollvorhänge herab, und mittags, als der Vater es hörte, biß er den Schnurrbart und berief für Abend den Freund zu sich.

„Das geht so nicht mehr,“ sagte er und sein ganzes Gesicht war in erregter Bewegung, „ich muß ihm doch etwas davon zu erklären versuchen, sonst verwickeln sich seine Begriffe und die Widersprüche lockern ihm die Grundlage aller Logik, lassen ihn später einmal den Wert der Wahrheit vergessen. Und er wird lebenslang vielleicht zu keinem klaren Weltbild kommen.“

Kapetan klappte, in Nachdenklichkeit verloren, das Portemonnaie in seiner Tasche auf und zu: „Daß er eine Ausnahme ist, meinen Sie?“ Professor Görniß klemmte die Lippen zwischen die Zähne: „Daß er viele Begriffe ohne weitere Erklärung hinnehmen muß.“

Der Oberlehrer lachte kurz und herb auf: „Verehrtester, da müßten Sie ihm zuerst erzählen, was ein Begriff ist. — Ich

glaube nicht, daß Sie ihm dergleichen ausdrücklich sagen müssen. Ich habe wohl hlerin nicht mehr Erfahrung als Sie; die Zöglinge, die bei uns eintreten, wissen schon Bescheid über ihr Schicksal; ich meine: Sie wissen so viel, als ihnen jemand darüber sagen kann. Was sie von anderen trennt und unterscheidet, wird ihnen ja doch niemand in Worten begreiflich machen; sie müssen das allmählich lernen, wie wir es lernen: Indem sie weiterleben."

"Er ist auch noch zu jung für so aufregende Eröffnungen", sagte Gdrniß und dachte: "Kann man jemals alt genug dazu sein?"

"Ja, man überläßt so etwas einer gelegenen Stunde", entschied Kapetan, als sei nun jeder weitere Einspruch ausgeschlossen, mit seiner breiten, tiefen, immer vibrierenden Stimme, in der alles gemüthlich klang, auch Zorniges und Grobes. "Wird es sich einmal als notwendig ergeben, so wird es sich eben ergeben, und dann wird es zum Wundern einfach und glatt ablaufen. Es ist überhaupt ganz unnatürlich zu glauben, dem Kinde werde solche halbverstandene Enthüllung besonders wehtun. Jetzt fehlt ihm ja nichts. Das, was man da herumredet, ist für ihn nicht etwas, das ihm fehlt.

\*

Frau Gdrniß sollte in die Kur. Dr. Glaser drängte: "Alles lassen, packen und fahren!" Er bestritt zwar nachdrücklich, daß sie einen Herzfehler habe, aber leise verschwamm ein spöttisches Lächeln um ihren Mund, wenn er alles nur für "gesteigerte Nervosität" erklärte.

Einmal konnte sie wieder vor Herzklopfen nicht schlafen. Die Tropfen nahm sie nur im äußersten Notfall, da sie von ihrer wohlthätigen Beruhigung, gleichsam aus Unglauben an eine unbezahlte Annehmlichkeit, eine Verschlimmerung ihres Leidens befürchtete. In diesem schlaffen Zustand neigte sie zur Rührung, zu Tränen, auch ohne Grund. Langsam schlich sie ins Kinderzimmer und setzte sich an Brunos Bett. Sie würde doch nach Nauheim

gehen, wie schwer es ihr auch wurde, ihn volle vier Wochen fremder Pflege zu überlassen. Sollte er, der die Mutter doppelt brauchte, sie früher noch als andere Menschen verlieren? Sie beugte sich seitwärts ins Reg, ihren anderen Kindern ihr nasses, zuckendes Gesicht nicht zu zeigen.

Bruno lag so still und glücklich da, rund und rotbackig, schlief; man merkte nicht, daß er atmete.

Melli stand eine Weile ratlos und blickte nach der rasch fortschreitenden Uhr. Dann huschte sie unter dem Tisch durch, ins Badezimmer: Konnte sie es nicht einmal allein mit ihrer Frisur versuchen? Das wird eine Überraschung!

Lorenz suchte seine Schulbücher zusammen und schlüpfte in die Küche, steckte aber nur sein Brot ein; der Kaffee war zu heiß. Da die Mutter sie heute nicht geweckt und angetrieben hatte, war es zu spät geworden.

In den Anblick des Kindes versunken, das so geborgen aussah, fiel Frau Grönitz alles Tröstliche ein, das ihr Mann über dessen Zukunft ihr beizubringen bemüht war. Vielleicht sprach er wahr; reicheres Geistesleben, natürlichere Höherentwicklung der anderen Sinne. — Ihre Erregung löste sich in sanfte Müdigkeit, schlaffe Ergebung. Wie nach jedem, auch dem geringsten Gefühlsaufwand, überkam sie eine Schwäche wie nach schwerster Arbeit.

Da sprang Melli übermütig herein: „Mutter!“ Bruno fuhr auf und weinte. Verwessend blickte die Mutter sie an und beugte sich über Bruno.

Schmollend zog sich Melli zurück und verwand es lange nicht, daß die Mutter ihre Frisur nicht bewundert hatte. War es denn solch ein Unglück, wenn der verknautschte Bruno einmal mehr weinte? Der wurde verwöhnt! Und sie beneidete ihn um den Vorzug seines Unglücks. Wie war es schön, so von allen bedauert und mit Pärlichkeit überschüttet zu werden! Und sie grübelte auf dem ganzen Schulweg über die verschiedenen Seiten einer Sache. Wer weiß, was ein Unglück für einen anderen ist! Manche Leute sind unglücklich, sagte der Lehrer, wenn sie kein Auto haben können.

Manche sind glücklich, wenn man ihnen ein Stückchen Brot schenkt. Und wenn man nicht sieht, erspart man sicher das geometrische Zeichnen; vielleicht sogar die Schule überhaupt!

Bruno weinte nicht lange: „Mutti, bist du bei mir?“ Und schon streckte er lachend die Arme aus. Glücklich beugte sich Frau Görnig über ihn: „Was denn, Kleinchen?“

„Du bist auch schon da und ich bin auch schon da“, plapperte er fröhlich, als wäre er über Nacht irgendwo weg gewesen.

\*

Ein Feiertagsmorgen. Alle schliefen noch. Die Sonne stand schon ziemlich hoch und lag voll auf Brunos Gesicht. Langsam schoben sich die Lider auseinander. „Wie warm heute das Aufwachen ist“, dachte Bruno und fand es behaglich. Bald aber wurde die Decke zu schwer. Er hob den Kopf vom Kissen, stellte sich auf und wanderte am Bettrand hin, die Stange des Netzes wie ein Geländer in den Händen, hier und da mit leisem Klirren daran rüttelnd, wie er so oft sich vergnügte.

Da kam er ans Fußende, blieb erstaunt stehen, wendete den Kopf nach links und rechts. Er vergrub die linke Hand in seine Locken und machte ein finsternes Gesicht, wie immer, wenn er nachdachte. Da kam ihm ein Einfall. Er stapfte zum Kopfende zurück und wieder ans Fußende, blieb dann nahe der Mitte stehen, streckte die Arme weit und gerade aus und schaufelte die Luft von rechts nach links zum Fußende hin mit gekrümmten, wie schöpfenden Fingern und hohler Hand, eifrig, unablässig, angestrengt. Er war so in die Arbeit vertieft, daß er das Knarren der Tür nicht hörte und das Schlürfen der Pantoffel. Eine Weile sah der Vater dem Treiben zu, dann schlich er näher und ließ einen Rollvorhang herab.

Verdutzt hielt der Kleine in seinen Bewegungen inne.

„Was machst du denn da, Bruno?“ Bruno war von seinem Problem so erfüllt, daß er sich gar nicht fragte, wieso der Vater plötzlich da war. Er tastete sich längs des Netzes wieder rasch bis

ans Kopfende und blieb ratlos vor dem Vater stehen, der besorgt in dem Kindergesicht forschte, das jetzt sehr finster zusammengezogen war. „Du, Vater, wie komisch das ist! Bei mir war heute ein sehr warmes Aufwachen. Aber ich gehe da ein bißchen hinunter, und dort ist es gar nicht so warm. Da glaube ich, es ist vielleicht so wie beim Wasser, wenn mich Mutti badet. Man muß das und das mit den Händen so zusammentreiben, und ich machte es so, aber es ging nicht. Hier war es weiter immerfort warm und wärmer und hier immerfort kalt und auf einmal war alles kalt.“

„Ja, woher kam das warme Aufwachen, Bruno? Was glaubst du wohl?“

„Es war fast, wie wenn ich einen warmen Teller anrühre, aber schöner; kannst du dir das vorstellen, Vater?“

Der Vater lächelte und zog den Rollvorhang empor. Verzückt streckte der Kleine das Gesicht gegen die Scheiben: „Das ist es, Vater. Schau, wie beim Ofen. Ist das kein Ofen?“

„Nein, mein Kind.“ Der Vater lachte nicht mehr. Er hob Bruno auf den Schoß und begann im Märchenton: „Hoch, hoch über uns, so weit, daß kein Mensch so lange lebt, um hinlaufen zu können, so fern brennt ein großes, heißes Feuer.“

„Weiter, als zu Tante Berta?“

„Biel, viel weiter!“

„Trillionenmal so weit?“ Trillion war Brunos neuestes Lieblingswort, das einzige, das er kannte, weil Lorenz es beständig im Munde führte.

„Ja, und wer hat das Feuer angezündet?“

„Das Feuer? hm! Das . . . brennt schon so lange, daß sich niemand mehr erinnert, von wem es angezündet wurde. Als ich so klein war wie du, hat es auch schon gebrannt.“

„Schon damals?“ Bruno konnte sich das nicht vorstellen. „Aber wie kann man das hier spüren, wenn das Feuer so weit ist? Wenn bei Tante Berta eingeheizt wird, spürt man das auch hier? Und wie kommt es, daß ich es bis heute noch nie gespürt habe?“

Bruno dauerte die Beantwortung einer Frage viel zu lange; ihm brannten inzwischen schon wieder hundert andere auf den Lippen, und es schien ihm fast mehr ums Fragen als um die Antwort zu sein. Immerhin aber drängte er den Vater so in die Enge, daß er sich zuletzt nicht mehr anders aus der Klemme zu helfen wußte, als indem er die Unterhaltung entschieden endigte: „Ja, aber jetzt mußt du dich anziehen, Bruno.“

Der Knabe kleidete sich viel früher allein an als Kinder sonst. Der Vater hatte es angeordnet.

\*

Von Königsschlössern sprach Bruno gern und von Elfen, von Riesen, von Ungeheuern — von allen jenen Dingen, die auch niemand anderes kannte, von denen keiner mehr wußte als er. Und er war so stolz, wenn er anderen etwas erzählen konnte, wovon sie noch nie gehört hatten. Da lag er auch zuweilen kräftig und arglos darauf los.

„Ein Zwerg war hier!“ empfing er einmal die Geschwister, als sie aus der Schule kamen, „ein Zwerg, der hatte an den Händen goldene Schuhe und an den Füßen Handschuhe, so rauh und unzerreißbar wie die euren.“

„Bruno, greif dir an die Nase!“ rief Lorenz gebieterisch, indem er in Ton und Gebärde seinen Lehrer nachzuahmen suchte, weil ihm das ein unentbehrliches und unfehlbares Mittel schien, Respekt einzulößen. Bruno zitterte vor der Feuerprobe des Nasendrucks. Er versteckte sich hinter dem Fenstervorhang, und damit war das Märchen, zu dem er so behaglich ausgeholt hatte, zu einem vorzeitigen Ende gekommen. — —

\*

Brunos Eintritt in die Blindenanstalt verzögerte sich durch Mutters Krankheit. Man mußte jede Aufregung von ihr fernhalten und verschob darum Übersiedlung und Abschied von einem Monat zum nächsten. Sein neunter Geburtstag war vorüber.

Professor Gdrnitz machte sich Vorwürfe, seine Reife, seine Zukunft konnte einmal unter dieser verzögerten Ausbildung leiden.

Wenn die Mutter sich schwach fühlte, entließ sie ihn nicht. Nicht einmal für wenige Stunden durfte er fort von ihr. Sie hatte solche Angstvorstellungen, wenn er nicht bei ihr war! Wie leicht konnte ihm etwas zustoßen! Er war allen möglichen Zufällen völlig wehrlos ausgeliefert! Und wenn sie starb — der Gedanke verließ sie nicht mehr —, dann sollte er bei ihr sein. Sie würde nicht sterben können, wenn sie ihn nicht sah.

Eines Nachts stand plötzlich der Vater vor Brunos Bett, rief ihn und faßte ihn beim Arm. Bruno wurde nicht gleich wach. Er war noch nie geweckt worden. „Zieh dich an, Bruno!“ Vaters Worte waren von einer unterdrückten, bekämpften Atemlosigkeit unterbrochen und konnten nicht heraus; er war wie ohne Stimme.

Bei der Tür wandte er sich dann nochmals um: „Ins Schlafzimmer! Der Mutter ist nicht wohl!“ Und er ging wieder hinein.

Bruno flog in die Kleider. Es war so seltsam, um diese Zeit sich anzuziehen! Ganz still war es unten auf der Straße und im Zimmer um ihn her. Die Geschwister mußten schon aufgestanden sein. Aber auch aus dem Schlafzimmer kam kein Laut. Mit der dunklen, unbegriffenen Angst mischte sich Neugierde: Weshalb rief man ihn? Der Mutter war schon öfters bei Nacht übel geworden. Er wußte es. Er hatte Türen zufallen, hin- und herlaufen gehört. Aber nie hatte man ihn gerufen; hatte nur immer nach dem Arzt geschickt.

Er war schon angekleidet; aber nun zögerte er. Er wußte nicht, warum. Er fürchtete sich, ins Schlafzimmer zu gehen. Unschlüssig hielt er eine Stuhllehne umklammert und tat einen Schritt. Da knarrte die Tür. Er fuhr zusammen. „So komm doch endlich! Die Mutter hat nach dir verlangt!“ Lorenz war es. Er weinte. Zitternd schlich Bruno hinter ihm drein.

„Was ist denn?“ fragte er leise. Lorenz antwortete nicht.

Bruno schloß behutsam die Tür hinter sich, als er hineinkam, und blieb stehen. In der Verwirrung wußte er nicht, wohin.

Wortlos faßte ihn der Vater, führte ihn neben sich zum Bett-  
rand und ließ die kleine Hand nicht mehr aus der seinen.

Keiner sprach ein Wort. Nur leise, mühsam unterdrückt, hörte  
man Melli und die anderen weinen.

„Warum spricht die Mutter nichts, wenn sie mich rufen ließ?“  
dachte Bruno. Was tat er hier? Wo war die Mutter? Es be-  
ängstigte, umschnürte ihn die entsetzliche, gespensterhafte Vor-  
stellung, daß die Mutter nicht da war. Er faßte auch mit der  
Rechten die Hand des Vaters: „Wo ist die Mutter?“

Der Vater schrie auf, umschlang ihn, riß ihn zu seinem feuchten  
Gesicht empor und nach einem langen schrecklichen Augenblick  
stellte er ihn wieder auf die Erde, aber sagte kein Wort.

Da hörte man draußen Schritte. Sie klangen rücksichtslos,  
laut und grob. Es war der Doktor. Ohne Gruß trat er ein, ging  
mit schnellen Schritten zum Bett, stand da eine Weile und tat  
wohl etwas, dann seufzte er tief auf, trat zum Vater und drückte  
ihm die Hand. Im Vorbeigehen strich er Bruno über den Kopf  
und war wieder fort.

\*

Am nächsten Morgen saß Bruno überwach und blaß auf seinem  
Bett und hielt den Kopf zur Seite. Der Vater konnte diese eigen-  
tümliche nachlässige Haltung, die die Blindheit des Knaben deut-  
lich verriet, nicht leiden und verbot ihm immer sehr streng, sich so  
gehen zu lassen. Aber heute bemerkte er es nicht.

Bruno hörte, wie die anderen bei Tische saßen und frühstückten.  
Er konnte nicht begreifen, wie sie es über sich brachten. Es war  
ihm, als seien sie im Einverständnis mit dem Bösen, das um sie  
her vorging, als billigten sie es und willigten ein. Er schüttelte  
sich und wandte mit zuckendem Mund den Kopf weg, als man auch  
ihm zu essen brachte.

Aber als der Vater später mit ihm noch einmal ins Schlaf-  
zimmer gehen wollte, ehe man die Leiche überführte, flüchtete er  
und hielt sich am Bettrand fest, als fürchte er Gewalt. Dieser

senkte der Vater das Gesicht und winkte Melli fast zornig ab, die sich dem Knaben mit einem Gebetbuch näherte.

Unten beim Hausmeister bat der Vater dann, als er fortging, man möchte eines der Kinder zu Bruno hinausschicken, um ihn zu zerstreuen und abzulenken. Aber die Kinder weigerten sich trotz Drohungen und Versprechungen; sie hatten eine Scheu vor dem blinden Kinde. Nur Anni, die auch der Professor hauptsächlich gemeint hatte, legte die Schulbücher weg und ging hinauf.

Bruno saß allein. Vor ihm auf dem Tisch lag der Baukasten, die Mappe mit Reliefbildern, seine sonst so geliebte Schachtel zerlegbarer Zinnsoldaten, sein Häuschen voll niedlicher Tischchen, Stühlchen, winziger Teppiche, Schränke und Sofas. Nichts berührte er. Er saß, den Kopf auf die Seite gelegt, und sann, eingezwängt in seine unbarmherzig andrängenden Gedanken.

„Wieso weiß man plötzlich nichts von dem, was doch weiter da ist, wie es war, ganz so! Nicht ein bißchen anders! Wieso ist man nicht mehr und hört nichts mehr und will nichts mehr, und das alles auf einmal, nicht nach und nach? Vielleicht sind meine Augen schon gestorben, und darum ist es so merkwürdig, daß ich doch weiß, ich habe sie; ich spüre sie, als ob sie ganz wären wie meine Hand und mein Ohr, und die Leute sagen, es fehle ihnen die Hauptsache; jeder hätte sie ganz anders! Wer weiß, was die Mutter von uns allen jetzt nicht begreift. Vielleicht kann sie nur nicht reden und sich bewegen und nicht sagen, daß sie noch hört und riecht!“

Anni trat herein. „Guten Tag!“ sagte sie, und Bruno fuhr zusammen. Er erkannte sie nicht.

Er glaubte, diese hohe, fast singende Stimme nie gehört zu haben. Vielleicht war das die Mutter, die nur eine andere Stimme bekommen hatte, weil die ihre gestorben war. Er war ganz verwirrt von den nach Zusammenhang ringenden Rätselfragen.

„Hast du aber schönes Spielzeug“, sprach Anni tapfer weiter und senkte den Blick auf den Tisch, um das auf die Seite gelegte Gesicht nicht zu sehen, das so traurig war mit den aufgeregten,

beweglichen Zügen und den stillen, gleichsam nicht dazugehörigen Augen.

Bruno öffnete den Mund, aber er sagte noch nichts. Er legte die Hände auf sein Spielzeug. Wer kam da zu ihm?

„Heute freut mich das alles nicht“, sagte er endlich.

„Ach!“ meinte das Mädchen betrübt, „aber ich bin doch hergekommen, mit dir zu spielen! Da werde ich wieder gehen!“

„Nein,“ rief Bruno und richtete sich auf, „ich will ja gar nicht traurig sein. Bleib doch!“

Anni wäre auch gar nicht gegangen. Sie stand ganz ehrfürchtig vor einer solchen Menge herrlicher teurerer Sachen, die sie kaum je in den Schaufenstern beisammen gesehen hatte.

„Was ist das?“ fragte sie und zeigte auf ein kleines Zebra.

„Was?“ fragte er erstaunt, da sie ihm nichts in die Hand gegeben hatte.

„Na, das da!“ rief sie ungeduldig, ganz erfüllt von ihrer Neugier, und sah schon auf die vielen anderen fremdartigen Gestalten der Menagerie, „das mit den schwarzen und gelben Streifen!“

„Streifen?“ dachte Bruno und sagte, ein wenig gedämpft, als fürchte er, die Zaubererscheinung zu verscheuchen: „Wer bist du?“

„Ich?“ Sie lachte. Er war doch hundert und hundertmal auf der Treppe, im Hausflur an ihr vorbeigegangen. „Ich?“

Er nickte nur zögernd, weil er aus dem Ton herauszuhören glaubte, daß es dumm war, danach zu fragen.

„Was? Du weißt nicht, wer ich bin?“

„Was sind das, Streifen?“ fragte er schnell, um ihre Aufmerksamkeit von seiner scheinbar so beschämenden Frage abzulenken.

„Nein, was du alles fragst!“ Sie lachte.

Bruno senkte den Kopf. Wie sollte er nur mit ihr reden?

„Ja, das ist herzlich!“ rief sie plötzlich entzückt. Sie hatte eine Hühnersteige entdeckt, in der auch Küchlein und Eier waren, „so genau ist das gemacht, als wenn es lebte!“

„Was?“ dachte Bruno, aber er getraute sich nicht mehr zu fragen. Immer wieder erblickte das Mädchen neue Herrlich-

felten. Vor Bewunderung ganz außer sich, vergaß sie, daß sie in der Fremde war, und stöberte darin herum.

Bruno bemühte sich vergebens zu erraten, was sie tat.

„So was Niedliches, zum Küssen!“ Er fühlte sich wie weggestoßen, der Beachtung nicht wert. Sie entfernte sich gleichsam von ihm.

„Du, halt' das mal! Ich möcht' es aufspannen“, rief Anni, sprang voll Eifer zur Seite.

Bruno streckte hilflos die Hand aus — aber da packte es ihn wild. Er warf sich zornig im Sessel zurück, duckte den Kopf und das Weinen brach bitter los, gegen das er schon eine gute Weile angekämpft hatte.

Anni fiel die Pappwand des Hauses aus der Hand, das sie eben aufstellen wollte. Erschrocken sah sie auf ihre Hände herab und bekam ein schweres Herz. Sie hatte ja vor lauter Staunen über die schönen Dinge ganz vergessen, weshalb sie hergekommen war.

„Bruno,“ sagte sie leise und setzte sich zu ihm, „du bist mir sehr böse?“ Sie wollte ihm die Hände vom Gesicht nehmen — „geh, schau mich doch an!“

Aber er weinte nur immer stärker, je mehr sie sich Mühe gab, ihn zu versöhnen.

„Du hast mir ja gar nichts gemacht,“ stotterte er schließlich, „aber warum bin ich nicht so wie du? Warum, warum!“ stieß er schreiend heraus und stampfte auf den Boden.

Ratlos saß Anni da, sah ihn an und dachte nach, was sie ihm sagen könnte.

Da faßte Bruno sie plötzlich hart bei beiden Armen, sein Gesicht hatte einen entschlossenen, fast bösen Ausdruck, zu dem die immer noch feuchten Wimpern und Wangen nicht mehr paßten: „Ich lasse dich jetzt nicht eher los, bis du mir alles erklärst hast, was ich nicht begreife. Alles, alles!“

Das Mädchen war ganz blaß vor Schrecken und zitterte an allen Gliedern.

„Ist es richtig, daß du ein kleines Mädchen bist, ja?“

Anni drehte es sich im Kopf: Was wollte er? War er vielleicht verrückt und man wußte es nur nicht?"

„Lüg' mich nicht an!“ begann er wieder drohend, als sie schwieg, „sonst halte ich dich so, bis mein Vater kommt. Und wenn es bis abends dauern sollte! Der wird schon alles aus dir herausbringen. Oder bist du vielleicht ein böser Geist, der über mich Gewalt hat, weil meine Mutter gestorben ist? Aber ich werde doch sehen, ob ich mich quälen lassen muß!“

Und er schloß die Finger noch fester um ihre Arme.

Da sagte sie leise: „Deine Mutter hat mich sehr lieb gehabt und hat mir immer Schokolade gegeben, wenn sie vom Einkauf kam, und hatte sie nichts anderes, so wenigstens Mandeln und Lebkuchen. Weißt du's denn nicht mehr, Bruno? Du warst ja so oft dabei; die Mutter führte dich immer an der Hand.“

Da ließ Bruno sie los; flüchtiges Rot fuhr über sein Gesicht, aber dann zuckte er trotzig die Achseln: „Wie hätte ich dich erkennen sollen? Du hast ja damals wohl nicht einmal ‚Danke‘ gesagt.“

Anni stand auf und wollte gehen.

Bruno, der sich schämte, so dumm und grob gewesen zu sein, wollte sie so nicht fortlassen. Aber sie sollte nicht glauben, er fürchte, deshalb ausgezankt zu werden. „Du sollst auch Schokolade und Obst bekommen, wenn die Mutter nicht da ist,“ sagte er von oben herab, „ich werde es Melli sagen. Warte ein Weilchen!“

Und Anni, deren Gedanken jetzt sehr mit dem Gebrechen des seltsamen Knaben beschäftigt waren, wunderte sich, wie flink er hin und her lief: in die Speisekammer, in die Küche. Und als er zurückkam, war er wie verwandelt. Er sprang umher, neckte sie und trieb Unsinn, um sie vergessen zu machen, daß sie hatte weggehen wollen. Er brachte eine vollkommen eingerichtete Puppentüche aus einem Winkel eifrig herbeigeschleppt und alle von Melli erlangten Viktualien wurden nun gerieben, gerührt und auf mannigfache Weise gekocht und, nicht eben sauberer geworden, auf den zierlichen Tellerchen und Schüsselchen kredenzt.

Und als sie endlich ging — es war sehr spät geworden —, begleitete er sie bis vor die Tür hinaus. Er konnte sich gar nicht von ihr trennen. Und draußen sagte er, indem er ihre Hand ergriff — sie war ganz erstaunt, da sich noch niemand von ihr je so förmlich verabschiedet hatte —: „Nicht wahr, du kommst bald wieder, Anni, und wirst dich nicht vor mir fürchten?“ Er ließ ihre Hand nicht los, „und jetzt — das kannst du mir glauben — werde ich deine Stimme schon erkennen, und wenn wir uns in Afrika treffen!“

„Afrika!“ dachte sie bewundernd und sagte ihm zu, gleich nachmittags wiederzukommen.

Beim Mittagessen saß sie dann ungewöhnlich still und nachdenklich und antwortete ihren Geschwistern wenig, die sie mit Fragen über den wunderlichen Jungen bestürmten, den sie immer schon von ferne betrachtet hatten. Nur, daß er alles auf der Welt konnte und wußte, sagte sie, vieles sogar, das sie noch nie in der Schule gehabt hatten. Aber das wollten sie ihr nicht glauben.

\*

Professor Görniz bewies es trotz Kapetans Einspruch als wichtig, daß Bruno erst zum Schuljahrsbeginn in die Anstalt einträte. Lorenz und Melli bedurften fast keiner Fürsorge mehr, und er hatte nun so lange nur für Bruno und die Kranke gelebt, daß es plötzlich ganz ohne Last zu traurig gewesen wäre. —

Diese Monate zu Hause wurden eine bewegte Zeit. Bruno war's, als würden Käfiggitter geöffnet. Vater hatte seine Auffassung von gesunder Erziehung bei Mutters so gesteigerter Angstlichkeit lange schon unterdrückt. Nun gab's Zimmerturngeräte, Springen, Klettern, Schaukeln; draußen Eislaufen, Schwimmen, Tandemfahren. In allen Stockwerken des Hauses mußte er sich zurechtfinden, auf der Straße drunten, in mehreren gar nicht unbelebten Straßen der Umgebung. Der Kreis wurde allmählich immer mehr erweitert. Ganz stolz holte er dem Vater aus dem Laden gegenüber Zigarren, aus einem Wirtshaus um die Ecke Wein. Die Leute kannten ihn schon überall und zeigten ihn ein-

ander. Manchmal erreichte ihn solch ein Ausruf der Bewunderung. Wehe aber, wenn jemand, bog er einmal zwei Schritte zu bald oder zu spät ein, ihm helfen wollte. Da riß er sich sogleich wütend los, als hätte man ihn kränken wollen, und dem Vater — hörte er davon — machte das großes Vergnügen.

Aber als Bruno einmal in Vaters Gesicht tasten wollte, dessen Form, Ausdruck, Bildung sich unvergeßlich einzuprägen, da wandte der Vater unwillig den Kopf weg: „Nein, Bruno, das gehört sich nicht!“ sagte er zu dessen Bewunderung sehr streng.

Unter Selbständigkeit verstand der Vater, daß er sich möglichst wenig von Sehenden unterscheide, in allem wie jeder andere sei.

Und vieles mußte Bruno unterdrücken, ohne recht zu verstehen, warum. Er gewöhnte sich sogar ab, nach Gründen zu fragen, da ihn das schon zu unterscheiden und in aller Augen herabzusetzen schien.

Das Schönste der Freiheit waren die Spiele mit den wilden Kindern im Hof. Ehrgeiz, große Übung, Vertrautheit mit der Ortlichkeit, Abhärtung durch unaufhörliche kle'ne Unfälle machten ihn ganz wie ihresgleichen. Mit harmloser Schadenfreude lachten sie lustig auf, wenn er wo scharf an eine Ecke fuhr oder an einem vorstehenden Nagel sich ritzte. Regnete es oder hing Wäsche zum Trocknen im Hof, so kam Anni zu Bruno hinauf. Sie hockten an seinem schon viel zu kleinen Tischchen, schleppten die Menagerie hervor — auch sie liebte die Tiere so —, und sie spielten Zirkus oder Naturgeschichtsstunde, und er hielt Vorträge über Heimat und Lebensweise aller Gattungen, führte seltene und gefährliche Tiere in ihren Käfigen vor und verbreitete sich besonders über die Gefahren jener fernen Gegenden. Und wie er selbst sich alles glaubte, obwohl manche Verwechslung, freie Erfindung und unsichere halbe Erinnerung dabei war, so lauschte auch sie ehrfürchtig jedem Wort, und in der Beherrschung dieser gefügigen Tierwelt, der gläubigen Demut des lieben kleinen Mädchens, fühlte er eine Unendlichkeit von Macht und Glück, wie nie wieder nachher in seinem Leben.

Um die Zeit, als Bruno in die Anstalt kam, übersiedelten die Seinen in einen anderen Stadtteil. Bruno konnte diese beiden Ereignisse auch später in seinem Gedächtnis niemals auseinanderhalten. Ihm schien, als wäre eines ohne das andere unmöglich gewesen.

„Ich werde von Anni nie mehr gestreichelt und geneckt werden, und die Spiele, die niemand anderer so spielen kann, sind für immer vorbei!“

Der Begriff des Sterbens schwebte ihm vor: Jemand liegt da im Zimmer und man weiß nicht, daß er da liegt. Es ist ihm etwas Schreckliches zugestoßen, und niemand kann ihm helfen, ihn zurückbringen, weil man nicht weiß, wo er ist und es nie wissen wird! Er dachte ja nicht, daß sie gestorben sei, aber ihm war's, als dächten die Leute anders darüber als er.

2.

Die Landesblindenanstalt lag draußen vor der Stadt unfern vom Villenviertel auf einem kleinen Hügel zwischen Feldern und Wiesen an der Landstraße und machte in ihrer gesunden und schönen Lage mit den weithin leuchtenden goldenen Buchstaben über dem hohen Tor einen recht tröstlichen und beruhigenden Eindruck.

Es war ein sonniger Herbstmorgen, als Bruno mit seinem Vater in die weite steinerne Vorhalle der Anstalt eintrat, wo jeder Schritt so hohl und gewichtig widerhallte, wie unwiderruflich, sogleich zu allgemeiner Kenntniss gebracht. Viel lieber wäre Bruno draußen noch weiter in den frischen duftigen Morgen hineingegangen. Der sanft ansteigende Weg zu diesem Hügel führte zwischen Villengärten hin; leicht bewegte Luft wehte süßen Heuduft von überall her, und es schritt sich so gut dahin in der kühleren unbebauten Gegend auf dem ungepflasterten Boden, wo das Kind aus der Stadt mit jedem Atemzug belebende Freiheit einzusaugen glaubte. Wie wolte dieser Weg, zu wandern, weiter und weiter! Man war vielverheißender Fernen so sicher!

Und da mußte er in dies geräuschvolle Haus eintreten, wo dieser strenge Herr Kapetan, mit Gott weiß wie vielen Pflichten, mit Vorschriften und Anordnungen den ganzen Tag auf das genaueste ausgerechnet und eingeteilt hatte! Bruno sah in dieser Überwindung, diesem ersten Zwang des neuen Lebens das deutliche Ende seiner lieben herrlichen Freiheit.

Es bedurfte aber gar nicht dieses widerstrebenden Vorgefühls, um es ihn sonderbar empfinden zu lassen, als er, wie ein verlorenener Fremder, zwischen die vielen neuen Gefährten eingereiht wurde. Er war hier nicht völlig Neuling, der gespannt auf jede nächste Begebenheit alles um sich verfolgt, und doch durchaus nicht eingewöhnt und vertraut mit Räumen, Zuständen und Menschen. Wie vieles hatte sich verändert, seit er jene wenigen Wochen damals als Tageschüler hier ein und aus gegangen war. Neue Jüglinge waren eingetreten, und andere, mit denen er schon fast vertraut gewesen, hatten das Haus verlassen. Herr Kapetan war Direktor geworden, und ein junger lustiger Herr Pickelt, von dem die Kinder mit Begeisterung die schnurrigsten Geschichten erzählten, war Lehrer an seiner Statt. Die meisten Schüler der ersten Klasse, der Bruno zugeteilt war, erinnerten sich seiner wohl noch, aber an keinen knüpfte ihn von damals eine herzlichere Kameradschaft. Schilltin und Laß, die mit ihm in derselben Bank gesessen, hatten inzwischen enge Freundschaft mit einem, den Bruno noch nicht kannte, einem großen, starken, allgemein sehr angesehenen Jungen, den man Jakob rief, geschlossen.

Bruno fühlte sich auch den Gewohnheiten, dem Tun und Treiben dieser gleichsam in ihrer Eigenart eingesperreten, aufeinander angewiesenen Kinder fremd, weil er sich bisher immer unter Sehenden, wie einer ihresgleichen, bewegt hatte. Es erfüllte ihn mit Verwirrung und Unruhe, wenn er zwischen diesen vielen Knaben und Mädchen durch die Säle und Gänge gehen und überall besorgt aufpassen sollte. Es war so schwer, an keinen zu stoßen; manche liefen, sprangen, jagten einander und trieben

Unsinn. Dabei waren die meisten, oder doch viele, sehr ungeschickt und schämten sich dessen gar nicht.

„Ho!“ schrie einer weithin, wenn er Wasser oder etwas Gebrechliches trug. Viele wandten dem, mit dem sie sprachen, nie das Gesicht zu. Schilltin, der Bruno immer so nett und flug erschiene war, hatte sich angewöhnt, den Kopf ganz auf die Brust gesenkt zu tragen, so daß es den Eindruck machte, als spreche er alles in die Erde. Hannes Stripp, der Idiot, schlich den ganzen lieben Tag surrend und summend die Wände entlang und bestrich dabei immerfort die Mauern mit den Händen, als sei das ein wichtiges Geschäft. Emilie Polnau wurde während des Unterrichts vom Lehrer wiederholt ermahnt, nicht wieder Holzfasern aus der Bank zu zupfen, und sie schrak jedesmal zusammen, die Arme! Sie wußte nicht, daß sie es tat.

Bruno kam gar nicht zum rechten Stolz und zur Freude darüber, daß er gleich von der ersten Unterrichtsstunde an als der Beste in der Klasse galt, daß Herr Pickelt sogar davon sprach, ihn im Laufe des Schuljahres vielleicht in die höhere Klasse aufrücken zu lassen. Die Braille'sche Punktschrift und selbst die Heboldtsche Flachschrift mit Bleistift oder mit dem langen Stahlstichel über das durch ein Deckblatt geschützte Kopierpapier hatte er schon zu Hause gelernt. Die Formen der lateinischen Buchstaben hatte ihm der Vater sehr vergrößert aus Papier geschnitten, und dann zeichnete Bruno sie in den kleinen rechteckigen Fächern des schlanken Lineals mit spielerischem Vergnügen auf das in die Tafel festgeklemmte Papier und war ganz glücklich, wenn das, was er gleichsam ins Ungewisse, fast aus seiner Phantasie heraus hinmalte, von jedermann, wenn auch nicht von ihm selbst gelesen werden konnte. Er war auch durch den Anschauungsunterricht daheim in manchem Schulgegenstand gut eingeführt und vor allem gewöhnt, zu lernen, zu denken, sich zu beschäftigen, wodurch allein er sich sehr bedeutend von den meisten Neueintretenden unterschied. Da waren manche, die den ganzen Tag in irgendeinem Winkel des ärmlichen Elternhäuschens geduldig gewartet hatten, bis ihre

Eltern, von denen sie vielleicht eingesperrt worden waren, von der Arbeit heimkamen. Manche aus begüterten Familien, denen nur Essen, Trinken und Schlafen den Tag verkürzte und die uferlose Langeweile alle Fähigkeiten allmählich erstickt hatte.

\*

Traurig ging Bruno an dem ersten Sonntagvormittag in diesem Hause umher. Aus allen Türen, an denen er vorbeikam, drang Lachen und lautes Stimmengewirr, geschäftiges Hin und Her, fröhliche Mühsigkeit allerorten. Nach dem langen Faulenzen dahelme während der Sommerferien tat der Fleiß an dem Tage, an dem er hätte ruhen dürfen, ganz besonders wohl.

Wer keine Aufgabe hatte, räumte seine Fächer auf, schnitt Schreibpapier in Vorrat, schrieb Noten und Bücher ab, die nur in wenigen Exemplaren existierten.

Im Rauchzimmer saßen die Erwachsenen, die schon das letzte oder vorletzte Jahr da waren. Hier war es am langweiligsten, fand Bruno. Da saßen sie beisammen wie alte Männer mit ihren Pfeifen, Zigarren, Zigaretten und sprachen über das Leben der Sehenden da draußen, neugierig und voll Verlangens wie von einer nicht ganz geheuern, vielleicht etwas märchenhaften, aber jedenfalls nahen und wichtigen Aussicht. Sie erkundigten sich gegenseitig nach den Erfahrungen und Ansichten, die man in den Ferien gewonnen hatte, nach den Preisen der Bürsten, Körbe, Pinsel, Seile, nach den Honoraren für Musikstunden in den verschiedenen Gegenden, in denen die einzelnen wohnten. Und während dieser phantastischen Mächternheit, bei der sich alle so reich, so lebensgewandt und ganz in der großen Welt fühlten, unterbrach sich immer wieder einer und ging zu einem der wassergefüllten Eimer in den Ecken, um seine Pfeife auszuklopfen, von der Zigarre Asche abzustreifen oder ein Zündholz fortzuwerfen.

## 3.

## Der Jüngling

Im Taktschritt unhörbaren Schritts, Finger an die Hosennaht, funkelnde Augen unter unerbittlich zusammengezogenen Brauen steif und gerade auf den Weg gerichtet, so kehrte Portier Kalk in die Landesblindenanstalt zurück. Hat er nicht alles, zu beweisen, daß er durchaus nicht betrunken war? Es war seine einzige Besunruhigung, daß solch feindseliger Verdacht sich überall um ihn her verbreitete.

Die Zöglinge strömten eben vom Abendessen aus dem Speisesaal, vielstimmiges Surren treppauf und nieder, Korridore hin, bis sich's in die einzelnen Räume verteilte und die Türen dahinter zufielen.

Der Portier sah niemand, dem er begegnete, schritt energisch schnurstracks in sein Zimmer und legte sich schlafen. Was sollte er anderes tun? Josef, der Hausknecht, wußte schon Bescheid, übernahm Kalks Verpflichtungen; er war im Bedarfsfall der Gegenleistung sicher.

Erst morgens, als Kalk mit Brummen im Kopf erwachte, durchfuhr ihn plötzlich die Angst: wo denn Bruno geblieben war? Wie so er ohne ihn in die Anstalt zurückkommen konnte? Hatte er ihn nicht gestern nachmittag, wie öfters schon, in die Stadt zur Konzertsprobe geführt, wo der Junge auf der Orgel so viel zu spielen hatte? Gestern war vielleicht die Generalprobe gewesen. Alle Männer- und Frauenschöre der Stadt waren beisammen. Das ganze Podium voll befrachter Herren und defolletierter Damen; auch das große Orchester und Sänger vom Theater! Es hatte viel länger gedauert als sonst, und die Leute hatten Gorniß nach Schluß mit vielem Beifall und hundert neugierigen Fragen umdrängt; besonders die Damen! Der ungeschickte bärtige junge Mann in einfachem Zöglingsskleid stach so gegen die anderen ab! Aber keiner hatte ihn auf dem Heimweg begleitet; das wußte Kalk noch genau; er hatte ihn aus dem Saal und aus dem Hause

geführt; natürlich! Aber wieso war er dann abends hier allein angekommen? Um Himmels willen! Er hatte den Jungen doch nicht irgendwo auf der Straße stehenlassen?!

Kalk kleidete sich kaum an, lief die zwei Treppen hinauf, riß die Tür auf: Ja! Eben erhob sich Görnik, noch halb schlafend, mit schwerer Überwindung aus dem Bett, während seine Kameraden, schon fast angekleidet, durcheinander lärmten. Verdammter Branntwein!

Und Kalk ging beruhigt wieder in die Portierstube hinab.

Wie sollte er ahnen, daß Bruno volle zwei Stunden später als er verstoßen durch den Garteneingang ins Haus geschlichen war? Beim Abendessen, wo sein leerer Platz hätte auffallen müssen, fehlte auch Kalk noch, und als es nach Hausperre zur Nacht läutete, suchte Bruno wie die anderen sein Bett auf.

So kam es, daß er über das in der Zwischenzeit Erlebte zu niemand reden mußte. Und er war glücklich! Er hätte ja keinesfalls die Wahrheit gebeichtet; aber jede Ausflucht hätte etwas von dem Wunderbaren, Märchenhaften, das ihm begegnet war, berührt.

Bruno hatte in einer Seitengasse auf den Portier gewartet, der „nur für einen Augenblick“ in eine Schenke gegangen war. Da streifte, wie im Vorbeigehen, jemand seinen Überrock, und es sagte eine feine, leise Mädchenstimme, die in dem unterdrückten, gedämpften, ja unverkennbar heimlichen Ton noch weicher und feiner klang: „Willst nicht mit mir gehen?“

Es konnte nur ihm gelten; er fühlte fast den Atem an seiner Wange.

„Ja, was, wohin denn?“ fragte er verwundert, verwirrt und unwillkürlich gleichfalls in der heimlichen, gedämpften Weise.

„Na, wohin!“ kicherte sie leise, „ich werd's dir schon zeigen!“ — Wer konnte das nur sein, der ihn duzte?

Bruno war noch erfüllt von den majestätisch dahinschreitenden Themen des Oratoriums. Der machtvolle Prunk der gliederreichen Stimmenmassen wechselvoller Mischung so verschiedener Instrumentencharaktere gab ihm ein sonderbares Glücksgefühl zuver-

sichtlicher Überzeugung von der Erhabenheit und Reinheit alles Vorhandenen in der Welt bis zu seinem verstecktesten Grund hinab.

„Wer bist du?“ fragte er zögernd, „du darfst nicht beleidigt sein! Es kommt vor, daß ich jemand nicht gleich an der Stimme erkenne, wenn ich ihn sehr lange nicht gesprochen habe.“

Sie lachte nur hell auf. Etwas Scharfes war in ihrem Lachen, wie ein verlegener Spott beinahe. Sie beugte sich seitwärts zurück und sah Bruno eine lange Sekunde nachdrücklich, rücksichtslos ins Gesicht, so wie ihn noch niemand vorher je angesehen hatte. Ihm war's, als rücke sich von selbst sein Hut in die Höhe und man betastete von oben bis unten, an allen Stellen genau seine Haut.

„Es ist wohl ein Versehen, eine Verwechslung“, sagte er unbehaglich, wie beengt. Aber sie faßte ihn beim Arm und hielt ihn, als wehre er sich, als wollte er entfliehen.

„Nein, du kommst mit. Du mußt! Es wird dir nicht leid tun!“

Bruno schossen die tollsten Phantasien durchs Hirn. Er hatte den Portier völlig vergessen.

„Fürcht' dich nicht, bist ein lieber Kerl!“

Bruno fürchtete sich nicht im geringsten. Immer sorgfältig behütet, erst zu Hause, dann in der Anstalt, wurde in ihm das natürliche Zutrauen, das jedem Menschen kräftig eingeboren ist, niemals geschwächt. Er ging wie in einem Traum alter Kindertage, dachte, daß ihn vielleicht irgend jemand schon lange suchte, eine verschollene Verwandte seiner Familie, von der ihm nur zufällig noch niemand erzählt hatte, und die ihn plötzlich nach einer Familienähnlichkeit hier in den Straßen der fremden Stadt erkannt hatte.

„Gleich sind wir da; keine fünf Minuten!“ Sie hatte Bruno unter den Arm genommen und machte große Schritte, größere, als er sonst bei Frauen gewohnt war. Sie gingen durch eine hallende, hohe, steingepflasterte Einfahrt über eine gar nicht schmale, aber gewundene Holzterrasse, die unter den Tritten zu schaukeln schien.

Sie ließ ihn überall vorausgehen, wie alle, die nicht gewohnt sind, Blinde zu führen, und er war dadurch weit ungeschickter als sonst; aber sie bewunderte auch das bißchen Selbständigkeit, zu dem hierbei Gelegenheit übrigblieb, als etwas, das sie nie für möglich gehalten hätte.

Als sie ihn in ein Zimmer geschoben hatte und selbst eingetreten war, sperrte sie ab. Das war das einzige, das ihn ein wenig befremdete, erschreckte, so daß er sie beinahe nach dem Grunde dieser Vorkehrung gefragt hätte; doch er fürchtete, sie damit zu kränken.

„Jetzt tu den Hut und Mantel runter, daß wir uns es gemütlich machen! Sag', hast jetzt schon eine Idee, wer ich bin?“

„Nein, wahrhaftig!“

„Du, du bist zum Küssen dumm!“ Sie preßte seine Wangen in ihre flachen Hände und sprach zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor so nahe in sein Gesicht, daß ein unbekanntes heftiges Parfüm in seiner Vorstellung mit ihrem heißen Atem verschmolz, den er wie eine Liebkosung, wie einen Kuß beinahe an seiner Wange hinstreifen fühlte.

Berlegen, hilflos, aber sehr freundlich lächelte er, voll eifriger, unermüdlcher Freundlichkeit, wie ein Dritter wohl bemerkt hätte. Er wußte immer weniger, was mit ihm geschah. Wenn eine Vermutung sich in ihm festzusetzen begann, sprach sie etwas, das wieder alles anders erscheinen ließ.

„Wie heißt du?“ fragte sie, und er antwortete kaum vor Verwunderung und Staunen. Sie hatte ihn doch angesprochen und geduzt!

Gespannt ließ er sich von ihren kleinen harten Händen zwei Schritte tiefer ins Zimmer bewegen und auf einen Sessel drücken. Sie setzte sich auf seinen Schoß, legte den Kopf auf seine Schulter, und ihre Lippen glitten ein wenig geöffnet an seinem Halse hin. Sie sprach dazwischen, als wenn das gar keine ungewöhnliche Stellung wäre. Und Bruno fühlte bei jedem ihrer Worte die warmen Bewegungen ihrer Lippen an seinem Hals.

Sie fragte nach der Ursache seiner Erblindung, nach dem Leben im Institut und was er selber so den ganzen Tag treibe. Aber sie redete nicht stockend und verlegen in Umschreibungen darüber, wie sonst alle Leute bei solchem Gegenstand den unschönen Widerstreit zwischen Zartgefühl und Neugier peinlich verrieten. Ganz einfach und unbehindert sprach sie davon.

„Warum war in ihrer Wohnung hier nichts von Eltern, nichts von einem Dienstmädchen oder sonstigen Hausgenossen zu merken?“ dachte er dabei.

Eine seltsam wohlige Müdigkeit ging von der warm an ihn geschmiegtten Last aus. Seine Arme hingen schlaff herab; er wußte nicht, wohin mit ihnen. Sein ganzer Körper war nicht an seinem Platze, ratlos, sich selbst zuviel und von unbestimmter Angstlichkeit; nicht einen Finger wagte er zu rühren.

„Warum machst du die Augen zu? Es ist so traurig! Ich mag es nicht! Mach' sie auf!“ sagte sie, „ich fürchte mich fast!“

„Warum?“ sagte Bruno erstaunt.

Nach einer Weile fragte sie und hob dabei ein wenig das Gesicht von seiner Schulter: „Kannst du dir vorstellen, wie ich ausseh'?" Du siehst so aus, als ob du jetzt gerade darüber nachdächtest.“ Sie kicherte ein wenig gezwungen, weil sein Gesicht sich nicht veränderte, „irre ich mich?“

Er dachte an die leichtfertigen Weiber, wie er sie aus klassischen Dramen und sonstigen Büchern kannte, die man ihnen vorlas, aus dem „Fechter von Ravenna“ etwa, dann an das sündige Begehren, wie es in der Religionsstunde so oft vorkam, und an die Andeutungen und Witze über verbotene Gegenstände, die geheimen Unterhaltungen von künstlichlustiger Grobheit unter den Altersgenossen. Und eine Beklemmung legte sich um seine Züge.

„Du weißt nicht — — Warte nur! — —“

Seine Hand ließ sich heben und lag leblos, wie gefroren, auf dem bewegten weichen, wie mit Wärme schwellend gefüllten Batist. Sie sah ihn an. Seine Lippen zuckten wie in scheuer Angst; wie in beherrschtem Schmerz.

Da schleuderte sie seinen Arm fort und sprang zur Seite: „Wovor graut's dir? Glaubst, ich bin giftig?“

Brunos Augen glänzten feucht auf, und in den Winkeln sammelte es sich und quoll langsam zwischen den Wimpern hervor.

„Ja, bist du denn ein anderer Mensch?“ schrie sie und warf sich an ihn, umpreßte ihn, wie von Schauern geschüttelt.

Bruno fühlte sich in erwünschter, erlösender Lähmung, jedes Willens enthoben. Sein Kopf war von Blei; er konnte ihn nicht mehr halten, und sein Gesicht sank auf ihr Haar. Es war ihm, als sinke er völlig hin, nicht mehr sein eigen, hingegeben, gelöst, verwehend.

---

Er hatte gewiß nicht geschlafen, und doch kam ein Augenblick wie Erwachen, an dem er sich plötzlich nach langer Abwesenheit im Bewußtsein wiederfand, sein Gesicht fast verwundert auf dem fremden Halse fühlte, und eine unendliche süße Sicherheit und Ruhe seine Glieder beschwerte. Eine nahe leise Stimme sprach freundlich, ohne daß er zuzuhören brauchte.

„Sag' mal, wohin gingst du eigentlich, als ich dich traf? Wird man dich nicht suchen?“

Bruno nickte zur Antwort kaum. Was konnte in der Welt so wichtig sein, daß er deshalb sich rühren sollte?

„Man kann dich ja natürlich hier nicht finden. Ich frage auch nicht meinetwegen, aber wenn man dich vielleicht wo erwartet?“

„Der Portier,“ dachte Bruno, doch nicht sonderlich beunruhigt, „wer weiß, wo der ihn überall in der Stadt suchte!“

„Sie werden mich nicht finden,“ sagte er glücklich lächelnd, „ich werde für sie verschollen sein, gestorben, rätselhaft verunglückt und werde ja auch wirklich bei dir als ein neuer, ein anderer leben! Sag', glaubst du, daß man leicht Stunden bekommt? Hier das Zimmer ist ziemlich groß; da wird ein Klavier leicht unterzubringen sein!“

Sie lachte. Sie wußte eigentlich nicht recht, was für einen Scherz er damit meinte, aber es kam ihr schon das spaßig vor,

daß in dieses Haus, in dieses Zimmer Schüler kommen könnten; vielleicht kleine Mädchen aus reichen Häusern in Begleitung ihrer Gouvernanten?!

„Es erscheint dir komisch, daß ich dich ernähren will? Glaubst wohl nicht, daß ich es könnte?“ sagte er mit einer gewissen verständnisvollen Überlegenheit, „sollte es mit den Stunden nicht gehen, kann ich ja stimmen, in Wirtshäusern, bei Tanzstunden aufspielen — — —“

„Oder im Kino, nicht?“ Sie lachte.

„Ja, ja gewiß!“ Er nickte eifrig.

„Also sei nicht so dumm und zieh dich an“, sagte sie ein wenig ungeduldig, als wäre alles andere ja auch nach seiner ernstlicheren Meinung Unsinn und Komödie. Und sie stülpte ihm den Hut auf.

„Na, nicht doch!“ meinte er mit gelindem Vorwurf, fast beleidigt, und streifte den Hut wieder hinunter. „Du hältst mich vielleicht für zu jung, die Tragweite solchen Schrittes zu verstehen. Ich weiß, was ich rede und du darfst nicht glauben, keineswegs, daß ich mein Leben für gering achte. Ich habe eine hohe, eher zu hohe Meinung von den Dingen, die mir vorbehalten sind. — Warum sagst du nichts?“

„Wie?“ fragte sie aus einiger Entfernung. „Ich richte mir die Frisur.“

Und man hörte, daß sie den Kopf abgewendet hielt und sich angelegentlich beschäftigte. Etwas hielt sie zwischen den Zähnen.

Nach einer kleinen Pause begann er wieder nachdenklich: „Ist es nicht sonderbar, daß zwei Menschen, die nie voneinander wußten und ein grundverschiedenes Leben führten, plötzlich, kaum sie sich völlig ungesucht und ungewünscht trafen, sich unlösbar zusammengehörig, gleichsam aneinandergewachsen fühlen?“

„Also ich bin fertig“, sagte sie. Vielleicht hat sie gar nicht zugehört.

„Ich kann von hier nicht fortgehen.“ — „Daß du das nicht fühlst!“ wollte er sagen, aber es hätte zu bitter geklungen. „Fühlst du nicht, daß es dich adelt?“ hätte es geheißen, und er schämte sich

dessen. Wie konnte man dieses gute Mädchen verachten? Eine süße zärtliche Lust, sich ihr zu unterwerfen, durchdrang ihn; von ihr hochmütig behandelt, gescholten, getreten zu werden.

„Du, es ist neun vorbei. Wenn du noch vor Nacht zu Hause sein willst, mach' keine Geschichten!“

Er schwieg. Es war ihm klar, daß sie eine Antwort verlangte, daß es sie reizte, wenn er schwieg. Er senkte den Kopf und erwartete ihren Zorn. . .

„Ja, was denkst du dir denn eigentlich?“ Sie wollte eben zum Tisch gehen, etwas holen, und blieb auf dem Wege stehen.

„Aber geh doch!“ schmeichelte er, „tu nicht, als ob es dich so sehr wunderte! Du willst es ja vielleicht auch, gibst es nur nicht zu. — Glaubst du, daß es nicht klug ist?“

„Aber was denn, was denn?“ schrie sie. „Ich weiß nicht, was du willst?“

„Nun, einfach bei dir bleiben möchte ich; ist denn das so schrecklich?“

Sie stampfte auf: „Jetzt ist's aber genug!“ Sie weinte beinahe.

An ihm zog es sich zusammen. Am liebsten hätte er sich vor sie hingeworfen und das Gesicht auf ihre Schuhe gelegt. Aber er war zu streng erzogen, nicht gewohnt, seinen Eingebungen zu folgen, auch wenn er von der ernsteren Bedeutung ihrer Gründe durchdrungen war.

„Ich geh' weg,“ sagte sie endlich kurz und bastelte auf ihrem Kopf herum — wahrscheinlich setzte sie den Hut auf — „kannst dich dann hier meinetwegen im Sauern einmachen!“

Geräuschvoll klappte sie die Klinken nieder, aber noch ohne zu öffnen.

„Finde ich dich hier, wenn ich zurückkomme, so rufe ich den Schutzmann.“

Sie würde sich hüten! Aber das konnte er ja nicht wissen, dachte sie. Sie sagte es auch nicht hauptsächlich als Drohung. Sie hoffte, seine wunderlichen Gefühle durch solche Schroffheit abzukühlen. Wie oft hatte sie sich gesehnt, daß einer ihrer Be-

sucher mehr als vorübergehend Gefallen an ihr fände! Stand nicht öfters in den dünnen Heftchen, die ihr als Romanproben von Hausierern in die Thür gesteckt wurden, von so einer Liebe?

Aber diese kindische Demut war nichts dergleichen. Es verwirrte sie das Fremde, Unverständliche seiner unterwürfigen Ergebenheit: „Also ich geh'!“

Möglichlich erhellte sich etwas blitzartig in seinen Gedanken. Sein Antrag schien ihr erniedrigend, eine Zumutung, und sie fürchtete vielleicht, er könnte sie überreden, zwingen, sich für ihre Weigerung rächen! Wie hatte er vergessen können, was ein Blinder galt?

Sein Gesicht veränderte sich seltsam; nur vorübergehend sammelte sich unnachsichtiger Spott um seinen Mund, dann warf er auffspringend den Mantel um und stand schon bei der Thür.

Er sprach kein Wort, stieß selbst die Thür auf und ging davon, als sei sie nun nicht mehr da. Er schritt in dem fremden Korridor mit wilder, verzweifelter Hast entlang der Mauer achtlos vorwärts. Jetzt kam er schon ganz nahe der Treppe. Unrettbar mußte er hinabstürzen.

Sie eilte ihm nach. Sie sah ihn schon unten liegen!

Eben sanken die Füße, die den erwarteten Grund nicht fühlten, und er griff entsetzt mit den Armen um sich — sie faßte ihn, hielt ihn.

Aber er zuckte zusammen, schüttelte sie schauernd ab. Zusammengekauert lehnte er am Geländer und kühlte das heiße Gesicht an der Wand.

„Warum hast du dann aber gerade mich auf der Straße auf gelesen, wenn du es so mit mir meinst? Sag' es mir! — Warum? Ich geh dann gleich! Gleich geh ich, wirklich!“

Wie krank liegt er da, redet in die Mauer hinein, als fürchte er, dabei angesehen zu werden, dachte sie. Armes Kerlchen!

Und sie wunderte sich über ihren Ärger vorhin.

„Wenn ich heiraten wollte, würde ich nur dich heiraten“, sagte sie schnell. „Du siehst meinem ersten Liebsten ähnlich, dem Grafen. Darum hab' ich dich mitgenommen. Das war kein schlechter

Mensch; der hat mich lieb gehabt! Er wollte mich heiraten. Ja, meiner Seele! Und er hat sich erschossen, weil seine Eltern es nicht erlaubt haben.“

Bruno erhob das Gesicht, richtete sich auf und ging langsam mit ihr die Treppe hinunter. Sie sprach sehr angelegentlich, wurde gar nicht leiser, auch als sie schon auf der Straße waren.

Er horchte mit gesenktem Kopf, staunend und begierig. Nicht, daß er alles geglaubt hätte, obgleich er es auch nicht eben für reine Erfindung hielt. Er fühlte nur, wie sie alles aufbot, um ihn nicht auf den Gedanken kommen zu lassen, es könnte sein Gebrechen der Grund sein, weshalb er nicht bei ihr bleiben konnte.

„... und da hab' ich geschworen, nie, nie, was auch käme, zu heiraten. Na ja, du kannst dir denken, daß einen so was aufregen kann!“

Und sie sprach, von seiner gerührten Aufmerksamkeit mitgezogen, immer eifriger, erregter.

Sie standen schon lange bei der Haltestelle. Mehrere Straßenbahnen fuhren unbemerkt vorbei; so war sie von ihrer Begeisterung in Anspruch genommen.

„Und von jedem willst du hören, daß er dich heiratet!“ Er nickte lebhaft. „Ja, ja, du kannst es schon glauben, daß ich dir das nachfühle.“

„Wie?“ Sie stockte; sie wußte nicht recht, was er meinte.

„Damit du dann verzichten kannst und so und so oft verzichten, weil deine Seele sonst keine Ruhe findet.“ Seine Lippen zuckten vor Rührung und lächelten doch auch ein wenig dabei.

„Ja, ja“, sagte sie zerstreut und sah von seinem Gesicht weg, weil ihr sein Ausdruck wieder unheimlich fremd und unbegreiflich war.

Da erblickte sie die erwartete Straßenbahnnummer und sie stiegen ein.

Das Rasseln und Fensterklirren während der Fahrt überhob sie deutlicher Antworten. Die Mitinsassen in dem ziemlich leeren Wagen konnten zuhören; auch hätte sich das Gespräch ja unmög-

lich schreiend fortsetzen lassen. Als sie ausgestiegen waren, mußten sie noch eine lange, kahle Allee überqueren, wo der kalte Wind frei hinfuhr, von dem man in den geschützten Straßen nur wenig gespürt hatte.

„Und sind viele Männer so häßlich zu dir, wie ich?“ fragte er, „und so dumm, sich gerade als die Rechten vorzukommen? Es muß spaßig sein, wenn einer nach dem anderen kommt und jeder extra glaubt, er sei der erste mit diesem Gedanken und es werde nie ein besserer kommen, dich glücklich zu machen!“

Einer nach dem anderen! dachte sie.

Sie standen schon vor dem halb offenen Gittertor der Anstalt, hinter dem eine Bogenlampe weithin im Kreis den Vorgarten und die Straße beleuchtete.

Angstlich sah sie herum, ob niemand aus dem Hause käme oder die Straße herauf. Bemerkte sie hier jemand und faßte sie ab, wer weiß, was ihr da geschähe! Und ihm! Was würde man von ihm denken! Ihm ginge es wohl noch viel schlimmer! Man würde ihn von der Schule jagen! Was würde aus seiner Zukunft, von der er so träumt? Wenn sie nur schon weg wäre!

Aber ihm fiel wieder und wieder etwas ein.

„. . . und da werde ich,“ sagte er leise, „Abend für Abend daran denken: Wem heute, wem muß sie heute lieb tun!“ Und er konnte die Worte kaum herausbringen; die Tränen rannen ihm die Wangen herab.

„Ha!“ Sie lachte: „Du bist aber dumm; ich führe doch ein wunderbares Leben!“

Aber es klang ein wenig künstlich.

Und sie riß ihm die Hand weg, über die er sich beugte, um sie zu küssen.

Einen Augenblick zuckte es ihr durch den Kopf, ob sie ihn nicht doch mitnehmen und bei sich behalten sollte?

„Also geh doch schon hinein!“ fuhr sie ihn an, „sonst sieht man uns hier!“

Und sie lief.

Er stand aber noch eine geraume Weile und hörte ihrem flinken, hölzern klopfenden Tritt zu, der wohl von den hohen Stöckeln her rührte, und er war überzeugt, daß sie auch durch die Schnelligkeit und Leichtigkeit ihres Ganges ihn noch beruhigen wollte. Und wahrhaftig nicht aus Stolz; nein, nein! Das wußte er. Es war ja das Niederdrückendste an ihr, daß sie gar, gar keinen Stolz besaß!

Wie eine Beleidigung gegen sie, wie ein Verbrechen fühlte er die Erleichterung, die ihn unleugbar überkam, als er nun allein war, gleichsam wieder in seinem eigenen Leben.

Und während er durch den abendlichen Garten ums Haus herum zur Hintertür schlich, war es ihm, als käme er aus einem versunkenen Land an die Oberfläche zu den Menschen zurück und hätte auf dem Weg allem Unrecht der Welt begegnet.

Alles grausame Unrecht würde er nun immer, immer in sich fühlen, als ob es von ihm ausginge.

Ließ er sie nicht hingehen und ihr Leben führen wie vordem und fühlte sich noch erleichtert, befreit, frei von ihr! Und er dachte an die grauenhafte, unerbittliche Selbstsucht der sich rettenden Überlebenden bei einem Schiffbruch, einem Brand, einer Schlacht. Nur mit Mühe drängte er die Tränen zurück, damit sie niemand bemerke, der ihm auf dem Wege ins Schlafzimmer begegnete.

4.

Lebenswende

Beim Bergführer Hansle in Sachwitz erschien an einem Abend zu Anfang des Sommers ein blinder Herr in Begleitung eines Hotelbediensteten und ersuchte ihn, am nächsten Morgen den Großglockner mit ihm zu besteigen. Es war ein breitschultriger Herr von kaum mehr als dreißig Jahren, in dessen zartgefärbtem, fast mädchenhaftem Gesicht die halb geschlossenen Augen wie verträumt, wie von Gedanken abgelenkt und nur zufällig zu Boden gerichtet, erschienen.

„Görnitz“, stellte er sich in aller Form und sogar mit einer leichten Verbeugung dem Führer Hansle vor, der auf der Bank vor seinem Häuschen in behaglichem Gespräch mit seinem Nachbarn, dem Bauern Schilling saß und seine Pfeife rauchte.

Hansle sah verständnislos, beinahe feindselig vor Verwunderung den blinden Herrn an, dessen elegante Kleidung sehr komisch von dem kotbespritzten Gewand des Kutschers abstach, der wie ein Freund in ihn eingehängt war.

Aber der Herr sprach so erfahren und sachlich, so gelassen von der Stunde des Aufbruchs, den Bedingungen des Wetters und von allem anderen, das vor einer Bergpartie besprochen zu werden pflegt, daß der schwerfällige Mpler gar keine Gelegenheit hatte, seine Weigerung vorzubringen. Auch war die Höhe des Honorars, das er zum größten Teil vorausbekam, wenngleich erheblich höher als sonst, doch nicht so außerordentlich, daß man darin eine Verlockung zu einem Abenteuer, zu einer Dummheit hätte erblicken können. Und außerdem wurde Hansle immer neugieriger auf den Verlauf dieses seltsamen Abenteuers, je länger er sich den Menschen ansah.

Pünktlich erwartete Bruno, wie es besprochen war, den Führer auf der Landstraße vor seinem Hotel in Sportanzug, Nagelschuhen, den Rucksack auf dem Rücken.

Anfangs hängt er sich nicht in Hansle ein. Er werde noch dessen Hilfe mehr als genug in Anspruch nehmen, meinte er lächelnd. Er hörte ja die Schritte neben sich, und die breite Landstraße war zu so früher Stunde noch unbelebt. Selten nur fuhr ein Bauernfuhrwerk aufs Feld hinaus. Und es war ihm ein besonderes Vergnügen, so frei zu gehen, den derben Stoß kräftig um den knorpeligen Griff zu halten und bei jedem Schritt im Takt auf den Boden zu stoßen. Die Füße dehnten sich bei dem gleichmäßigen weiten Ausschreiten.

Es war ein verheißungsvoller, klarer Sommermorgen. Würzige Luft strich wohl von Gärten und Wiesen herüber; ein kleiner, frischer Wind.

Jedes Glied fühlte man leichter werden, als ströme fremde Kraft in alle Muskeln. Wie lächerlich war es doch, sich von den Kämpfen des Gemüths, des Geistes, von Sorgen und Pflichten einengen und bedrücken zu lassen! Nahm man das Leben mit all seinen Hindernissen und Lasten nicht freiwillig auf sich? Konnte man es nicht abtun, wann es einem beliebte? Immer stand ja die Thür zur erlösenden, einfachen, freien Körperlichkeit offen!

Der Führer betrachtete verwundert, kopfschüttelnd das glückliche, erwartungsvolle Gesicht des Touristen.

Bruno störte es und lenkte ihn ab, daß er diesen fragenden Blick auf sich gerichtet fühlte.

„Halt, halt! Jetzt kommt's ein bißl steinig!“ sagte Hansle bei einer schroffen Wendung, „jetzt müssen's mich schon nehmen!“ Steine rollten unter ihren Füßen hinab. Der Boden war gleichsam unecht; keine n Schritt konnte man trauen.

„Sie könnten doch auch unten in der Au umherwandern, wann's schon Bewegung machen wollen!“ brummte er schließlich; er konnte seinen Unmut nicht länger zurückhalten.

„Das macht zu wenig Schwierigkeiten,“ meinte Bruno lächelnd, „können Sie sich vorstellen, daß jemand Schwierigkeiten braucht? Etwas, das ihn bei einem Haar den Hals kosten könnte, etwas, wozu er sich zusammennehmen muß, alle Kräfte anspannen...“

„Nein“, sagte Hansle fast unwillig, und nach einer Weile fügte er hinzu: „An einem nebligen Tag zum Beispiel steigt kein Mensch hier herauf.“

„Nun ja, die Aussicht“, sagte Bruno und vollendete in Gedanken: Das ist auch für die anderen wohl nur ein Symbol.

Und er änderte die Richtung des Gesprächs: „Für Sie ist so ein Aufstieg gewiß keine besondere Freude mehr, wie?“ fragte er, „es ist auch, als Tagewerk gerechnet, nachgerade mühselig genug.“

Der Führer brummte etwas. Er sprach nicht gern.

Für Bruno war es peinlich, beklemmend, in der zunehmenden fremden Wildnis hier neben jemand herzugehen, der gegen ihn

feindselig gestimmt war. War es denn so schwer, seine menschliche Theilnahme oder wenigstens seine Neugier zu wecken?

Er begann, ohne sich von den einsilbigen Antworten zurückschrecken zu lassen, von seinem Leben, seinem Beruf und seiner Erziehung zu erzählen. Das ganze Jahr saß er bei seinen Büchern, beim Klavier oder gab Unterricht in seiner Musikschule; das theilte seinen Tag, seine Wochen, sein Leben so dicht und wohlberechnet ein in eng zusammengedrängtes Gedränge von Pflichten und Liebhabereien, daß ihm kaum für einen freien Atemzug, für Bewegung in frischer Luft, nach der er so oft sich sehnte, ein Augenblick übrig blieb. Er erschien sich oft wie ein Gefangener, der seine Zelle nicht verlassen durfte. Er liebte ja seine Arbeit, sein Ringen nach eigener Vervollkommnung und seine Schüler! Aber um so hungrier nützte er seine kurzen Ferien. Er dehnte seine Lungen bei jedem Schritt und spannte die erlösten Muskeln in unersättlicher Betätigungslust wie ein freigelassener Sklave.

„Und diesmal hat es noch einen besonderen Grund; wenn ich nicht hier wäre, hätte ich mich heute ganz gewiß verlobt.“

„Verlobt?“ fragte der Führer.

Er hatte schon bei der Schilderung des Lesens und Schreibens der Blinden, bei der Beschreibung der Bürstenbinderei, Seilerei und besonders des Regelspiels in der Blindenanstalt immer aufmerksamer zugehört. Nun schien er gera' ezu gespannt. „Verlobt?“ wiederholte er, als Bruno nicht gleich antwortete.

„Sie glauben, das wäre viel gescheiter gewesen als diese sinnlose Kraxlerei“, meinte Bruno lachend.

Nein, daran hatte der Führer jetzt gerade nicht gedacht. Er wollte nur wissen, was das für ein Mädchen war, und ob es sich vielleicht gar um eine Liebchaft handelte. Er konnte sich das nicht vorstellen! Aber er sagte es nicht; er fühlte, daß das irgendwie nicht ging.

„Weil Sie sich verlobt hätten, wenn Sie zu Hause geblieben wären?“ fragte er nur, ohne in seiner Verwunderung den Satz zu vollenden.

„Es ist ein gutes, stilles Mädchen“, erzählte Bruno; „ich glaube selber fast, daß ich nie eine bessere Frau finden könnte; aber ich suche keine Frau. Ich will keine Kinder und Sorgen. Allem, was mir teuer und wichtig ist, kann ich mich bei meinem jetzigen Leben weit mehr und besser widmen. Liebe, Frauen! Die beherrschen einen nur in aufgelöster Stimmung. Eine weiche, zerfließende Stunde lang glaubt man, sie seien der Mittelpunkt des Lebens; es gehe nicht ohne sie. Und wie gefährlich das ist! Die sanfte Art dieses Mädchens macht mich schwach und hilflos. Wenn sie ins Zimmer tritt, rede ich anders, als ich will. Ich hätte mich heute ganz gewiß verlobt. Gegen so 'was ist das Bergsteigen gut! Da kommt man zu sich; fühlt den Egoismus kräftiger in seinem Recht. Die arme gute Frau, die wie meine Mutter ist, will mich überreden, zwingen fast zu dieser Heirat, obzwar ihr stilles Leben mit mir, ihre Sorge um mich, ihre Arbeit ihr alles ist. Wenn sie einmal herauf könnte in diese herbe, starke Luft; sie würde es nicht mehr wollen!“

Er sprach nicht mehr zu dem Führer; es war ihm ein Bedürfnis, eine Freude, zu reden; die frische, kräftige Bewegung regte alle Geister in ihm zur Äußerung an. „Es ist eine größere Gefahr, gegen die verschiedenen Wichtigkeitsgrade unserer Lebensfragen im entscheidendsten Moment gleichgültig zu werden, als hier zu verunglücken. Wenn das Leben aufhört, ist es lange nicht so schlimm, als wenn es im Gegensatz zu unseren Wünschen, in Vollstreckung seiner eigenen Beurteilung, wie zur Strafe fortgeführt werden muß.“

Die Sonne stieg, aber die Hitze wurde nicht zu arg. Sie nahmen die Röcke ab und schnallten sie an die Rucksäcke.

Es kam nun mehr Freundlichkeit, ja fast Wärme in ihre Unterhaltung. Es machte auch Eindruck auf den Führer, daß Bruno so sicher und mutig ausschritt, auch an schmalen Stellen, wo sie hintereinander gehen mußten, steile Wände und abschüssige Senkungen zur Seite, und Hansle ihn am Stockende nach sich zog. Mehrmals fragte der Führer, ob sie nicht eine Weile rasten wollten,

und das Ansehen des Touristen wuchs jedesmal bei der entschiedenen Ablehnung.

Wenn Bruno an bedenklichen Stellen recht tüchtig war, erzählte Hansle von Unfällen, die hier geschehen waren, und wünschte sich immer so beherzte, ausdauernde Touristen.

Dennoch wollte er von Adlersruhe einen Gehilfen mitnehmen, da er von hier an nicht mehr garantieren könne, und wurde sehr unwirsch und einsilbig, als Bruno ihm nur das Geld für den Gehilfen zu seinem Lohn schlug.

„Auf Ihre Gefahr!“ sagte der Führer achselzuckend und sprach dann kein Wort mehr darüber.

Vergebens bemühte sich Bruno, die Unterhaltung wieder zu beleben, fragte Hansle nach seinen Verhältnissen, schilderte lustige Streiche in der Blindenanstalt, die Liebesgeschichte einer jungen Lehrerin; alles umsonst!

Er mußte denn auch zugeben, daß die Sache wirklich nicht so einfach war. Sie mußten eine Strecke weit auf Knien emporrutschen, mit den Händen sich an der rauhen, rissigen Erde festklammern und den Körper nachziehen; dann wieder eine Zeitlang auf hartem, glattem Felsenabhang bei jedem Schritt den Stock fest an den Boden stemmen und die schon müden Glieder langsam regieren, daß sie nicht in das verlockende Gleiten kämen.

Lange, bekommene Minuten gab es bei der Übersehung der Schneide vom Kleinen zum Großen Glockner. Bruno mußte voraus, so sehr er auch dagegen protestierte, und sich vollkommen willenlos, starr und steif verhalten, wie aus Holz, und geduldig, von den tödlichen Tiefen umgeben, warten, bis ihm der nachfolgende Führer die Füße Schritt für Schritt übersezte. Und noch eine geraume Weile nachher hatte Bruno das Gefühl, unendliche leere Abgründe unter sich, neben sich, unter dem nächsten Schritt seines Fußes zu haben. Seine Kniegelenke wurden unschlüssig und gehorchten seinem Verstand nicht mehr. Er ging wie auf jungem Eis. Und der Führer sagte bald darauf, ohne viel zu fragen, Rast an.

Sie setzten sich auf einen spärlich bewachsenen, buckligen Abhang und packten aus. Hanseler aß langsam und behaglich; Bruno nur wenig und gezwungen. Er hatte keinen Hunger, war wohl übermüdet, die Anstrengung zu wenig gewohnt. Er streckte sich auf der sanft abfallenden Fläche aus, fühlte nichts von ihrer steinigen Unebenheit und genoß in allen Gliedern die Wollust unendlicher Müdigkeit.

„Herr Hanseler!“ sagte er aus dem Gefühl heraus, daß ein solches Wohlbehagen nicht ungestraft bleiben konnte, „es wird arg werden, wenn's wieder weitergeht! Dann spürt man erst, was man hinter sich hat, nicht wahr?“

Der Führer antwortete nicht. Langweiliger Brummbär! dachte Bruno.

„Wir werden bald aufstehen müssen?“ fragte Bruno nach einer Weile wieder, weil es ihm unheimlich wurde, so lange keinen Laut von dem Menschen zu hören, der da neben ihm saß oder lag, nicht einmal ein Geräusch einer Bewegung.

Wieder keine Antwort.

Er streckte die Arme aus, als dehne er sich, nur um den Menschen vielleicht zufällig irgendwie zu berühren. Nein. Er berührte niemand. Er tat, als drehe er sich in Faulheit um, und rollte ein Stück nach der Seite, wo der Mann vorher gekaut hatte. Aber er stieß an keinen Körper.

Da packte ihn Angst. Er vergaß alle Verschämtheit: „Ja, sind Sie denn nicht da, Hanseler?“ schrie er und riß sich empor, die Hand um einen bemoosten Stein gekrampft und horchte nach allen Seiten, . . . Nichts!

Eine Stille, wie er sie nie noch in seinem Leben vordem gehört hatte, umgab ihn. Nicht das leise Rauschen des leichtesten Windes, kein Schwirren eines Insekts! Es war, als sei in dieser öden, toten Leere selbst die Luft versteinert. Ein feines Klingen kam von fernher, schwoll an, schrillte vertausendfacht, rauschte, bohrte betäubend in seinem Kopf, daß er die Hände verzweifelt vor die Ohren schlug.

Was war mit dem Menschen geschehen? War er abgestürzt? Hatte er ihn in verbrecherischer Weise verlassen, die Geduld verloren? Er mußte seine Nerven arg hergenommen haben, auf diese ungewohnte Weise jemand durch solche Gefahren und Schwierigkeiten zu lotsen! — Nein, das konnte doch nicht sein! Hätte er Hansle den Lohn vielleicht nicht vorausgeben sollen? Niemand würde den Führer unten im Dorfe fragen, wo der Tourist geblieben sei. Abgestürzt! Natürlich, wenn ein Blinder so etwas wagte, war es nicht anders zu erwarten. Man würde ihm nur in freundschaftlicher Teilnahme einen Vorwurf machen, daß er solch abenteuerlichen Wahnsinn unterstützt und sich zu so etwas hatte überreden lassen. Das wußte der Mensch. Aber war es möglich, daß jemand, nur um einer lästigen Arbeit zu entgehen, ein Leben auf sein Gewissen nahm? Was half es, daß es ganz unmöglich schien? Der Mann war nun einmal nicht da. Was sollte Bruno anfangen? Er hatte ihn nicht weggehen gehört, war so im Genuß der Ruhe eingesponnen, halb träumend dagelegen, ohne auf irgend etwas um sich her zu achten. Konnte nicht ein unvorsichtiger Schritt dem Führer das Leben gekostet haben? Gerade Leute, die mit der Gegend und ihren Gefahren vertraut waren und sich auf ihre Übung und Geschicklichkeit verlassen konnten, waren zuweilen leichtsinnig.

Immer noch hockte er in seiner halb aufgerichteten Stellung und horchte nach allen Seiten. Er wartete, und die Untätigkeit steigerte das erdrückende Gefühl seiner Verlassenheit.

Er war rettungslos verloren. Wohin sollte er denn? Da sprang er plötzlich in wilder Entschlossenheit auf, hielt krampfhaft alle Überlegung von sich fern und wollte ganz langsam weitergehen. Es gab ja Wunder! Vielleicht begegnete er anderen Touristen, vielleicht . . . Aber nach zwei Schritten kehrte er wieder um und setzte sich auf das nämliche kleine, immerhin ein wenig bewachsene Plätzchen, das ihm doch etwas sicherer und fast vertraut schien gegenüber der unbekanntten, grauenhaft leblosen Umgebung.

Bei jedem Schritt zu denken: Jetzt gehst du geradeswegs in die

stupide, zwecklose Vernichtung! Und dann würde er ja doch einmal innehalten, nicht weiter können oder wollen und hätte nicht ein so bequemes Plätzchen wie hier, um auf den Tod zu warten. Er war immer für das Leiden, das Dulden besser ausgerüstet gewesen als für den Kampf, den Angriff. Er hatte sich zum Wagemut immer nur künstlich aufgestachelt und im Selbstüberwinden, in der Auflehnung gegen die eigene Natur die höchste Steigerung seines Lebens gesehen . . .

Hunger! Das würde das Ende sein! Noch hatte er seinen Rucksack fast voll und nicht die mindeste Lust, zu essen; aber das würde schon kommen! Nun, davor fürchtete er sich nicht am meisten; das war es nicht!

Hier saß er, von allem Leben abgeschnitten. Das letzte Stückchen Welt, das ihm geblieben war, konnte er mit den Händen umfassen. Seine Zukunft leuchtete grell vor ihm auf in wunderbarer Erfüllung aller Wünsche und Pläne und schrumpfte dann zusammen — war nicht mehr da! Und die Vergangenheit umgab ihn, was sein gewesen war und noch hätte sein können, was unten auf ihn wartete, gleichsam die Hände nach ihm ausstreckte, ihn rief: Seine Lieder, von denen er so manche noch nie singen gehört hatte, seine Klavierstücke, und vor allem die Anfänge, die Entwürfe, das unvollendete Violinkonzert, das zu oberst in der linken, mittleren Lade seines Schreibtisches lag. Er wußte noch genau, wie er's hingelegt hatte, schräg in den Winkel geschoben; er hatte sich nicht mehr Zeit genommen, es ordentlich zu falten und zu schlichten, weil er seinen Koffer für die Reise zu packen hatte.

Und die Geliebte! Das Mädchen mit den weichen, kleinen, unsagbar sanften Händen und der tiefen, so beweglichen Stimme. Er würde nie mehr einen Menschen lieber haben als sie! Wenn er es vordem nicht gewußt hätte, jetzt fühlte er es. Und er hatte sie nur hingehalten und sich selbst von dem Gedanken abzubringen versucht, weil er sich vor der Ehe, der Geborgenheit, vor der Bequemlichkeit gefürchtet hatte. So steife, theoretische Dinge ließ er über sein Leben entscheiden! Verdiente er nicht hier den Tod,

ohne einen Finger rühren zu können, gleichsam in Langeweile entgegenzuwarten?

Aber kann man denn das Leben werten, verstehen, wenn es gewissermaßen daheim in der feuerstärkeren Kasse eingesperrt ist? Man muß es von sich fernhalten, unerreichbar fern, um im richtigen Abstand den Überblick zu haben und zu erkennen, was daran kostbar, wovon in Wahrheit unser Herz abhängig ist, und was nur in fortgeschleppter Gewohnheit eine Scheinnotwendigkeit erschwindelt hat. Was dachte er nun über sein Gefühl von der verschiedenen Wichtigkeit der Lebensfragen? Wie weit war er jetzt von der molligen, warmen Hingegenheit süßer Stunden entfernt? Man liebt Situationen, nicht Menschen, hatte er immer gesagt. Und wie gleichgültig waren ihm nun alle anderen Mädchen, mit denen er sich zuweilen so gern unterhalten hatte; die Hilfslehrerin in seiner Schule, die er so oft neckte, weil er ihr leichtsinniges, ein wenig derbes Lachen gern hörte. Nichts war das! Nur zwei Menschen gab es, die unter all den anderen unten sein waren, zu denen er zurück wollte, die er hinterließ: Mutter Geit und die Geliebte!

Er preßte den Kopf gegen ein kühles moosiges Stückchen Felsen, sich von diesen Gedanken loszureißen.

Wie lange er wohl da schon sitzen mochte? Er zog seine Uhr hervor. Behutsam glitten seine Finger über das entblößte Zifferblatt hin. Wie, es war noch kaum mehr als eine halbe Stunde? Er hatte gedacht, die Nacht würde schon kommen. Ob er wohl ohne Uhr gefühlt hätte, wenn es Nacht werden würde? Jetzt fragte er schon so, wie die Sehenden ihn zu fragen pflegten! Wußte er nicht, daß er es fühlte? Es war eine andere Luft in der Nacht, könnte man es ausdrücken. Nicht nur, weil sie kühler und feuchter war, nein, das war sie vielleicht gar nicht. Beengt war sie und gedrückt, wie eingeschlossen von einer hohen, kalten, mit Schimmeln und Pilzen bedeckten Mauer.

Er steckte die Uhr wieder ein. Seltsam, daß er nun immer während genau wissen würde, wieviel Uhr es unten bei den Mens

schen war! Wohl, damit er so recht fühle, wie ruhig dort alles nach seinem Verschwinden weiterging. Er nahm vor, sie bis zum letzten Verlöschen seiner Kraft und seines Bewußtseins immer genau aufzuziehen.

Vielleicht würde es regnen, bevor er starb. Die einzige Abwechslung, auf die er hoffen konnte. Verzweiflung packte ihn. Er erhob sich, stemmte die Fußspitzen fest ins Erdreich und beugte sich vor. Nach irgendeiner Richtung wollte er einen Sprung machen. Es würde hier schon eine Stelle geben, wo man im Augenblick tot sein konnte.

„Hallo!“ schrie da jemand von fernher.

„Hallo!“ antwortete Bruno. Er wollte es antworten, glaubte, zu schreien, aber kein Laut kam aus seinem Halse.

Die Füße zitterten. Sausen füllte seine Ohren. Doch es war keine Zeit für solche Schwächen. Er hielt sich aufrecht, zog die Luft kühlend durch die zusammengepreßten Zähne ein. „Hallo!“ rief er jetzt ganz laut und anhaltend. Atemlos blieb er so mit vorgestrecktem Kopfe stehen. Nach einer ganz kurzen Pause ein zweites Hallo weit näher, und er antwortete jubelnd und erleichtert zwei-, dreimal, dann bald schon aus nächster Nähe, und er erkannte die Stimme des Führers, dessen eilige Schritte er nun auch ganz deutlich auf sich zukommen hörte.

„Ich hab' Sie lang warten lassen, was?“ fragte Hansle und holte tief Atem.

„War nicht so schlimm,“ sagte Bruno mit mühsamem Lächeln, „wo waren Sie denn?“

„Sie haben vielleicht glaubt, ich komm' nimmer?“ sagte Hansle lachend, „ich bin nur Edelweiß suchen gegangen; hab mich bis zu weit gewagt und konnt' unser Plätzl nicht gleich wiederfinden.“

„Ja, warum sagten Sie denn nicht ein Wort, daß Sie weggehen? Ich rief und rief...“ sagte Bruno, nicht als Vorwurf, nur erstaunt.

„Ach so!“ brummte Hansle, „dran hab ich nicht gedacht!“ Und nach einer Weile: „Es tut mir leid!“

Bruno lächelte. Ja, konnte er denn verlangen, daß der Bauer sich in die Natur eines Blinden einleben, empfinden solle?

„Es tut mir leid“, wiederholte der Führer nach einiger Zeit nochmals und war auf dem weiteren Wege viel freundlicher und aufmerksamer.

Und als sie wohlbehalten und munter gegen Abend gar nicht mehr spät nach Kals kamen, beglückwünschte Hansel ihn und sich begeistert und glaubte, ihm eine besondere Freude und Ehre zu bereiten, wenn er ihm versicherte, er werde noch seinen Enkeln und Urenkeln von dieser seltenen und so vorzüglich verlaufenen Tour erzählen.

\*

Bruno bestieg noch öfters Berge, auch höhere und schwierigere darunter, meist in größerer Gesellschaft und mit jenem Mädchen gemeinsam, das er bald darauf um Verzeihung bat für alles, was er ihr von seinen Gefühlen schuldig geblieben war.

